HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

SA 5828.29

Harvard College Library

COLLECTION ON

SOUTH AMERICA

GIFT OF

ARCHIBALD CARY COOLIDGE

AND

HIRAM BINGHAM, JR.

OF CAMBRIDGE

Digitized by Google

Allgemeine
Historiſche Taſchenbibliothek
für
Jedermann.

Fünf und zwanzigſter Theil.

Braſilien.

Erſtes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilſcherſche Buchhandlung.
1829.

Geſchichte

von

Braſilien.

Von

Dr. Ernst Münch,

Königl. niederländ. Profeſſor an der Hochſchule zu Lüttich.

In ~~drei~~ Bändchen.

Erſtes Bändchen.

Von den älteſten Zeiten bis zur Ankunft des Königshauſes in Braſilien.

Dresden

P. G. Hilſcherſche Buchhandlung.

1829.

SA 5828.29

HARVARD COLLEGE
APR 22 190[illegible]
LIBRARY.

A. C. Coolidge
Hiram Bingham Jr

Vorerinnerung.

Die Bearbeitung der Geſchichte von Braſilien haben wir in drei Abtheilungen geliefert. Die erſte ſoll des Landes älteſte Schickſale und die Zeiten der portugieſiſchen Herrſchaft bis zu jener Periode ſchildern, wo das portugieſiſche Königshaus genöthigt worden iſt, die Colonie zum Hauptſtaate zu erheben.

Die zweite begreift die Periode des Aufenthaltes jener Familie in dem lange ſo vernachläſſigten Lande bis zur portugieſiſchen Revolution von 1820, welche zur Rückkehr ſie nöthigte; ferner die Revolution von Braſilien, die Erhebung deſſelben zum conſtitutionellen Kaiſerſtaate, die Trennung von Portu-

gal und die Wirkſamkeit der Herrſchaft des Dom Pedro bis zu den neueſten Tagen.

Die dritte Abtheilung wird ſich mit der Statiſtik und Topographie des ſo äußerſt merkwürdigen Landes beſchäftigen.

Ein Verzeichniß der benutzten Quellen und Materialien zu dieſem Werkchen findet man am Ende deſſelben beigefügt.

Lüttich, im Januar 1829.

Münch.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel. Von dem Lande Braſilien im Allgemeinen. 1

Zweites Kapitel. Die Geſchichte der wilden Stämme und Nationen Braſiliens bis zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Portugieſen. 6

Drittes Kapitel. Die Geſchichte der Entdeckung des Landes Braſilien. . . . 20

Viertes Kapitel. Des Landes Eintheilung in Statthalterſchaften. 25

Fünftes Kapitel. Der Franzoſen Anſiedlung und Schickſale auf dem Feſtlande Braſilien. 35

Sechstes Kapitel. Der Franzoſen vollſtändige Vertreibung aus dem Lande Braſilien. . 39

Siebentes Kapitel. Des Landes Eintheilung in zwei Oberſtatthalterſchaften. . . . 42

Achtes Kapitel. Des Landes Braſilien Schickſale unter ſpaniſchem Joche. . . . 45

Neuntes Kapitel. Der Franzoſen erneuerte Verſuche auf Braſilien. 49

Zehntes Kapitel. Der Holländer Einbruch in Braſilien. 53

Seite

Eilftes Kapitel. Die fernern Begebniſſe in Braſilien zwiſchen Portugieſen und Holländern, bis zur Ankunft des Prinzen Johann Moritz von Oranien. 60

Zwölftes Kapitel. Der Prinz Johann Moritz von Oranien in Braſilien und die Ereigniſſe bis zur portugieſiſchen Thronrevolution. . . 69

Dreizehntes Kapitel. Rückwirkung der Thronrevolution auf Braſilien. — Johann Moritz kehrt nach Europa. — Fortſetzung des Krieges. — Vieira. — Sigismund. — Vertreibung der Holländer . . . 75

Vierzehntes Kapitel. Entdeckungen im Innern des Landes Braſilien. — Die Pauliſten. — Buenno. 84

Fünfzehntes Kapitel. Der Negerſtaat Palmarès und deſſen Schickſal. . . . 87

Sechszehntes Kapitel. Fernere Entdeckungen im Innern von Braſilien. — Buenno der Sohn. — D. Antonio d'Albuquerque. . 92

Siebenzehntes Kapitel. Der Zug von Duguay-Trouin. Eroberung Rio-Janeiro's durch die Franzoſen. 95

Geſchichte von Braſilien.

Erſtes Kapitel.

Von dem Lande Braſilien im Allgemeinen.

Wir beginnen die gedrängte Darſtellung der Schickſale eines Landes, welches der Kultur im eigentlichen Sinne jetzt erſt gewonnen worden iſt, indem, nach jahrhundertlanger Unterdrückung und beiſpielloſer Vernachläſſigung unermeßlicher Hülfsmittel, das Genie eines europäiſchen Fürſten, aus dem Hauſe Braganza, ihm politiſche Selbſtſtändigkeit gab und zu dem erhabenen Gedanken ſich ſteigerte, den vielgetrübten Herrſcherfreuden im ererbten Reiche ſeiner Ahnen freiwillig zu entſagen, um in der neuen Welt Schöpfer einer beſſern Ordnung der Dinge zu werden. Viele Keime der Civiliſation ſind bereits ausgeſtreut; der Reichthum an Schätzen der Natur und an Quellen der Induſtrie, welchen das Innere des Landes Braſilien verbirgt und welcher bis jetzt nur zum Theile unverarbeitet da liegt, erwartet zweckmäßigere Benutzung. Eine Menge der verſchiedenartigſten Menſchenraçen und Völkerſtämme,

deren Anblick und Zuſtand zur Zeit noch nicht ſelten mit Wehmuth oder mit Ekel erfüllt, bilden die Cadres einer eigenthümlichen Entwickelung. Was aus dem Mutterlande, in Folge politiſcher Stürme dahin ausgewandert, beſtimmt den Charakter derſelben wenigſtens zum Theile. Wir liefern hier in größern Umriſſen, nach Berichten der glaubwürdigſten Reiſenden und nach den Ergebniſſen der gründlichſten Forſcher, die Beſchreibung von der phyſiſchen Lage Braſiliens, von den Nationen die es füllen und von den Verhältniſſen ſeiner mannichfach zuſammengeſetzten Bevölkerung.

Der Norden weiſt gleich eine Menge wichtiger Naturverbindungen auf. Der Amazonenfluß, in Peru entſpringend, geſtattet leichte Schiffahrt bis zu den ſpaniſchen Beſitzungen. Seine unzähligen Nebenflüſſe theilen das Capitanat von Para in vier Bezirke, und werden mit der Zeit wichtige Kanäle für den Handel bilden. In dieſem ſo äußerſt fruchtbaren Theile des Landes ſind jene Flüſſe bisher die einzigen Verbindungsſtraßen. Das, was für Menſchen eine Arbeit von mehrern Jahrhunderten geweſen wäre, übernahm die Natur ſelbſt, mit zarter Sorgfalt hier in's Werk zu ſetzen. Das äußerſte Ende von Braſilien und die ganze Guiana finden ſich durch das wunderbarſte Flußſyſtem vereinigt, welches je noch in der Welt geſehen wurde. Denn der Rio-Negro, welchen man der Maſſe ſeiner Gewäſſer nach, wohl mit dem Amazonenfluß vergleichen könnte, verbindet ſich mit dem Orenoko durch den Pemichien und den Claſſiquiaro. In neueſten Zeiten erſt hat man völlige Gewißheit von dem Daſeyn dieſes Flußlaufes erhalten. Die ungeheuern Vor=

theile daraus für den Handel in der Zukunft ſpringen Jedermann ſelbſt in die Augen.

Die nördlichen Provinzen, welche unmittelbar nach jener von Para kommen, zeigen ſich minder von Flüſſen beſpült, als abwechſelnd von fruchtbaren Gefilden und ſandigen Wüſten durchſchnitten. Die Verbindung der verſchiedenen Landſchaften und die Bereiſung derſelben erfahren darum auch weniger Hinderniſſe. Sie ſind der Bevölkerung und der Kultur, mittelſt zweckmäßiger Colonien, in hohem Grade fähig. Maranham, Piauhy, Siara, Nord-Riogrande, Parahyba bieten in ihrem Innern mehr oder weniger von jenen noch unbebauten Steppen dar.

Selbſt in der fruchtbaren Statthalterſchaft von Pernambuco ſtößt man noch häufig auf ähnliche. Doch entſtrömen, zum Erſatz und zum Troſte, in den Gebirgen von Cavirys die Quellen mehr als eines bedeutenden Fluſſes. Die Wichtigkeit dieſer Ströme verſchwindet jedoch vor der Herrlichkeit des majeſtätiſchen San-Franzisco, welcher in Minas-Gerans ſeinen Urſprung nimmt. Die Reiſebeſchreiber erſchöpfen ſich in Schilderungen von dem romantiſchen Laufe deſſelben und bieten der Phantaſie eingeborner Dichter reiche Nahrung. So anziehend er jedoch für die Einbildungskraft iſt, ſo gefahrvoll iſt er für den Handel, zumal der vielen Fälle wegen, welche den Lauf der Schiffe unterbrechen und die Reiſenden und die Bewohner, wenn ſie augenſcheinlichem Untergange ja ſich nicht preis geben wollen, zu beträchtlichen Umwegen zwingen, welche meiſt in die Handelsgeſchäfte einen kaum zu berechnenden Aufhalt und Schaden, durch Zeit- und Koſtenaufwand bringen.

Die Provinz Bahia beſitzt Verbindungen zu Waſſer, welche hinreichend für die Bedürfniſſe des Ackerbaues ſind. Minder jedoch die Pflanzer für den Transport ihrer Waaren. Zum Behufe deſſelben müſſen jene nicht ſelten zu Landwegen ihre Zuflucht nehmen.

Den beiden wichtigſten Städten des Reiches wird die Verbindung zu Waſſer mit dem Innern ſehr durch den Jiquitihnonha erleichtert, welcher zwiſchen Porto-Seguro und Ilheos in den Belmontiſchen Ozean ſich ergießt. Seit kurzer Zeit erſt hat man die wahre Quelle dieſes Stromes aufgefunden, welcher die Erzeugniſſe von Minas-Novas den Häfen von San-Salvador und von Rio-Janeiro zuführt.

Gegen Süden zu, nimmt die Zahl der Flüſſe ab; die Verbindungsſtraßen zu Lande dagegen werden erleichtert. Der Mato-Groſſo gewährt alle Vortheile der Schiffahrt im Innern und man kann getroſt die Hoffnung hegen, daß die Nebenflüſſe des Rio-de la Plata dereinſt mit dem Amazonenſtrom ſich vereinigen werden.

Die Häfen Braſiliens ſind ihrer Größe und Bequemlichkeit willen, allgemein bekannt. Man ſchlägt ſolches als einen bedeutenden Vortheil an, welchen das Land gegen die Republik des Silberfluſſes dadurch behauptet. Aber der Fleiß der Menſchen hat noch viel hier nachzuholen, bis er das Geſchenk der Natur vervollſtändigt hat. Die Küſtenfahrt bedarf einer größern Thätigkeit, der Handel größerer Ausfuhr, als blos der Lebensmittel und Marktwaaren. Wenn in die Pflanzer ein unternehmenderer Geiſt der Induſtrie einſt gekommen, wird die Bewohner des Kaiſerreiches

auch mehr politiſcher Sinn und Liebe zum neu-erſtandenen Vaterlande erfüllen.

Nicht gering ſind die Hinderniſſe, welche dem innigern Verkehr unter den verſchiedenen Provinzen die ſchlechte Beſchaffenheit, ja beinahe der gänzliche Abgang eigentlicher Landſtraßen, entgegenſtellt. Die von Salvador und Rio-Janeiro nach Minas-Geraes ſind die bis jetzt bedeutenden. Dennoch laſſen auch ſie faſt gar keine Wagen, ſondern blos Mauleſel zu. Der gleiche Fall iſt bei der Straße von Santo Pablo nach Minas. Mit Bahia kann die Hauptſtadt nur zu Waſſer in Verbindung ſich ſetzen. Zu rüſtigerem Verkehr wäre eine ungemeine Zahl von Brücken nothwendig, zu deren Bau jedoch die dichten und reichen Waldungen Material in Ueberfluß darbieten. Bahia mit Pernambuco iſt bis Maranham durch einen Weg verbunden, aber der Mangel an Saumthieren erzeugt auch hier nicht geringe Schwierigkeiten. Dieſe und ſo viele Hinderniſſe, die der Handel erfährt, haben die Hauptthätigkeit der Braſilianer bisher immer noch auf den Ackerbau hingeworfen. Aber mit Hülfe der Zeit und durch Don Petro's Genie werden auch ſie ſich heben. Inzwiſchen dient das, was die Induſtrie im Innern hemmt, zu Vertheidigung des Landes nach außen.

Zweites Kapitel.

Die Geſchichte der wilden Stämme und Nationen Braſiliens bis zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Portugieſen.

Die Ureinwohner Braſiliens haben beinahe daſſelbe Loos erlitten, wie die Eingebornen aller übrigen amerikaniſchen Länder. Wo der verwüſtende Fuß des Europäers hintrat, erſtarb das Leben; der Fanatismus würgte ſchonungslos, was die Kriegswuth und die Habſucht übrig gelaſſen. Der übermüthige Zögling einer halben oder falſchverſtandenen Civiliſation hielt nicht nur durch ſeine Abſtammung von Japhet und durch ſeine weiße Farbe ſich mehr als berechtigt, ſeine Brüder, welchen die Natur die ſchwarze, die kupferne, die gelbliche Farbe verliehen, als geborne Leibeigene und Sklaven zu betrachten, ſondern es beſtärkten ihn auch mönchiſcher Blutdurſt und prieſterlicher Uebermuth in dem Wahne, daß die Gottheit Wohlgefallen an der Opferung von Menſchenraçen trage, deren noch in Kindheit befangener Verſtand die ſchönen, durch Menſchenſatzungen jedoch ſo ſchändlich entſtellten und verdunkelten Lehren des Chriſtenthums nicht gleich gehörig zu faſſen und zu würdigen wußte. Auch in Braſilien ſind die meiſten der eingebornen Nationen nach und nach ausgerottet oder

von der eingewanderten Bevölkerung verſchlungen worden. Gleichwohl haben viele, der ſchwächern zumal, welche das Schwert der Sieger aus Verachtung oder Politik geſchont; ihr Daſeyn bis auf uns gebracht, und geben zum mindeſten mehr oder weniger den Maßſtab zur Beurtheilung des frühern Zuſtandes in dieſem Lande. Wir führen dieſelben, deren Namen kaum in Europa bekannt geworden, nach einander an, und entwerfen, geſtützt auf die Berichte mehrerer vorzüglichen Reiſebeſchreiber, ein gedrängtes Bild von den Ueberbleibſeln der uranfänglichen Bevölkerung Braſiliens.

Die Nation der Tupis erſcheint als eine der bedeutendern. Sie hatte einſt den größten Theil der Küſten von Braſilien und Guiana eingenommen. Nicht ohne Wahrſcheinlichkeit hält man ſie für ein aus Paraguay gekommenes Volk. Noch trägt daſelbſt die ganze Bevölkerung den urſprünglichen Namen, welcher ſich blos nach Stämmen mannichfach abänderte. So wie einſt der Norden unzählbare Legionen uns ſendete, ſo lieferte der amerikaniſche Süden ohne Zweifel den Gegenden, die von der Linie ſich entfernen, neue Anſiedler. Die Eroberer, nachdem ſie die alten Bewohner in das Innere des Landes getrieben, vertheilten ſich in Völkerſchaften. Unter dieſen muß diejenige der Tupinambas als die vorzüglichſte angeſehen werden.

Man findet nach und nach die nämlichen Sitten und Gebräuche bei der Mehrzahl der Stämme. Bei allen herrſcht die Neigung zu nomadiſcher Lebensart und zu vollkommener Unabhängigkeit vor.

Die Tupis beſchäftigten ſich mit einer Art

Ackerbau; ſie pflanzten Manioc und Kartoffeln, und zwar wurde das Ergebniß nach Familien vertheilt. Der größere oder kleinere Reichthum der Gegend an Wildpret entſchied meiſtens über die Dauer des Aufenthalts. Bei jeder Wanderung wurden die Hütten von einem Orte zum andern getragen; ſie waren aus Schilfrohr gebaut und mit Palmblättern überdeckt. Oft vereinigte ein Dach mehrere Familien, ohne daß jedoch vollkommene Gütergemeinſchaft ſtatt gefunden hätte. Jeder beſaß ſeine eigene Hängematte, ſeinen Bogen, ſeine Pfeile, ſein Steinmeſſer, und mannichfache Zierrath aus Federn. Dieſe letztern Dinge wurden größtentheils von den, in blinder Unterwürfigkeit gehaltenen Frauen, verfertigt.

Die Hütten der Eingebornen bildeten eine Art von Dörfern. Dieſe wurden, ſobald von irgend einer Seite her Angriffe droheten, mit Palliſaden umgeben. Oft müheten jedoch die Feinde ſich nicht lange damit ab, dieſe Verſchanzungen, zu ſtürmen, ſondern ſie ſchleuderten Pfeile mit angezündeter Wolle behängt, in die Wohnungen und das Feuer theilte ſchnell ſich denſelben mit. Nur, wenn die Angefallenen ſcharfgeſpitzte Pfähle in die Erde ſteckten und leicht mit Erdreich überdeckten, wurde den Belagerern der Sieg bedeutend erſchwert.

Die Tupis erkannten das Daſeyn eines höchſten Weſens an, welches mit den Sterblichen in Blitz und Donner rede. Der Anhanga, oder der böſe Geiſt, vertrat bei ihnen die Stelle unſeres Teufels. Welche Art Opfer dem guten Weſen gebracht worden, iſt zweifelhaft. Die dem böſen Geiſte geweihten beſtanden in Früchten und in

heißem Waſſer, welches über das Grab der Voraltern geſchüttet wurde. Die Opfer gingen in ausgeſchmückten, größern Hütten vor ſich, welche für Tempel gelten konnten. Die Piaya's, oder Prieſter, waren mit dem noch heut zu Tage bräuchlichen, Maraca verſehen, welches Inſtrument als Zeichen ihrer Würde betrachtet worden iſt. Die Kandidaten zum Prieſteramte hatten, gleich den Kindern der Sonne in Peru, ſchwere Prüfungen auszuſtehen. Dafür entſchädigten ſie ſich durch frommen Betrug und unbedingte Herrſchaft über Gewiſſen und Eigenthum des gläubigen Volkes nicht minder, als ihre Brüder in Europa. Man reichte ihnen eine Art Zehnten. Die Berührung mit dem Maraca flößte eben ſo große Ehrfurcht ein, als der Segen oder der Pantoffelkuß des Biſchofs zu Rom.

Wie im Mittelalter die geiſtlichen Prieſter, ſo flößten auch die der Tupis ihren Landsleuten bei vielen Gelegenheiten, mit Hülfe religiöſer Schauer, Muth und Begeiſterung ein. Die Prieſter lehrten um gute Belohnung, zauberiſche Künſte mannichfacher Art, und wußten, meiſt zu ihren Zwecken, durch Tänze und Räucherungen, die Geiſter, die ſich ihnen anvertraut, zu betäuben und zu ihrem Intereſſe zu verwenden. Der Einfluß, welchen ſie ſolchergeſtalt auf das Volk übten, beſchränkte ſich nicht auf die Geſchäfte des Privatlebens, ſondern dehnte ſich auch auf die Angelegenheiten der Nation aus.

Die politiſche Verfaſſung der Tupis hatte manche auffallende Sonderbarkeiten. An der Spitze der zerſtreuten Hütten, oder jedes betreffenden Dorfes, wenn man die Geſammtheit dieſer wan-

dernden Wohnungen ſo nennen will, ſtand ein Oberhaupt, meiſt aus den Aelteſten des Volkes gewählt. Seine Gewalt war jedoch nicht, wie bei ſo vielen andern patriarchaliſch verwalteten Nationen, unbedingt, ſondern äußerſt beſchränkt. Sein Einfluß war mehr der eines Rathgebers, als derjenige eines Gebieters. Es iſt eine baare Lüge theokratiſirender Alterthümler, welche um Söldlingsgold mit ſtets erneuerter Bereitwilligkeit die Eiſen ihrer Mitbrüder ſchmieden helfen, daß der urſprüngliche Zuſtand jedes Volkes den Despotismus in ſich trage.

Alle laufenden Geſchäfte, welche die Wohlfahrt der Nation betrafen, wurden in einer Verſammlung von Häuptlingen entſchieden, welche ſämmtlich dem Kriegerſtande angehörten. Natürlich herrſchte jener Theil, welcher Alle ſchützte, über die Nation. Die Aufnahme in den Stand der Krieger war übrigens mit gefahrvollen Proben verknüpft, ob ſie gleich an Mühſal jenen der Kandidaten des Prieſterſtandes nicht gleich kamen.

Die Krieger behaupteten das Recht, den Anführer ſich ſelbſt zu wählen. Die meiſten Anſprüche hiezu gaben der von den Bewerbern in frühern Kämpfen bewieſene Muth und der größere Grad von Gewandtheit. Mit jedem Feldzug endigte das Amt des Feldherrn. Nicht nur in einzelnen kleinen Ueberfällen würgte man ſich, ſondern es ſtanden oft, wie bei uns civiliſirten Nationen, beträchtliche Maſſen eben ſo großen gegenüber; Tapferkeit und Liſt wechſelten. Die oben angedeuteten Verſchanzungsarten gaben Anlaß, daß kleine Belagerungskünſte ſich entwickelten. Oft wurden, je nachdem der eine oder andere Theil

die meiſte Geſchicklichkeit zeigte, die Belagerer in Belagerte verwandelt und die Werke, die ſie zum Verderben des Feindes angelegt, führten ihr eigenes herbei. Gleichzeitig mit dieſen Landkriegen, wurden oftmals auch Angriffe zur See unternommen. Die Flotte der Tupinambas beſtand in ausgehöhlten Baumſtämmen; oft in einem einzigen Kanot. Natürlicher Weiſe begannen und endigten ſie ſtets nahe am Ufer. Die Dauer der Land- und Seekämpfe war kurz; der Ausgang unentſcheidend. Die nahen Wälder erſetzten jederzeit ſchnell wiederum die erlittenen Verluſte.

Die Tupis opferten, gleich den meiſten amerikaniſchen Völkerſchaften, die gefangenen Feinde den Göttern und den Geiſtern ihrer Väter. Dieſe Letztern ſollten dadurch feierlich gerächt werden. Das Menſchenopfer war deshalb mehr eine Art Wiedervergeltung für ähnliches, welches die ſiegreiche Familie oder das ſiegreiche Volk durch die Vorfahrer der Ueberwundenen erlitten hatte, als eine rein-religiöſe Handlung. Die dem Tode Geweihten genoſſen jedoch bis zum letzten Augenblicke alle Ergötzlichkeiten des Lebens. Die Kunſt, noch vor der eigentlichen Hinrichtung, zehnfach und martervoll, und zwar Geiſt und Leib zugleich zu tödten, iſt nur den chriſtlichen und hochverfeinerten Europäern eigen. Die Tupis thaten noch mehr; ſie gaben den Verurtheilten eine der ſchönſten unter ihren Töchtern zur Frau, und verlängerten oft Monate hindurch die Friſt des Sterbens, ſo daß das Opfer, noch einmal ſchwelgend in jeder Süßigkeit des Daſeyns, mit einer Art Begeiſterung ſein tragiſches Schickſal erfüllte,

und daſſelbe oftmals als eine Gunſt der Götter betrachtete *).

Die Ehre, Vollzieher des Spruches an den Gefangenen zu ſeyn, gehörte zu den Auszeichnungen, welche am begierigſten geſucht wurden. Diejenigen Krieger, welche dazu gelangten, pflegten nach geſchehener That, in den Schenkel ſich Einſchnitte zu machen. Dieſe galten in der Folge als Orden, gleich denen, welche oft viele unſerer Krieger erhalten, wenn durch ſie, ihre Tapferkeit und ihre Gewandtheit, eine recht bedeutende Zahl Menſchen, nach Regeln der Kunſt, getödtet oder verſtümmelt worden iſt.

Die Ceremonien, unter welchen die Hinrichtung der Gefangenen bei den Altbraſiliern im Allgemeinen gewöhnlich vor ſich ging, unterſchieden ſich von denen, die bei andern wilden Völkern ſtatt fanden, durch einen mindern Grad von Grauſamkeit. Nachdem man ihnen einfach die Unbilden vorgeworfen, welche ihre Nation derjenigen der Sieger zugefügt und ein ungeheures Freudengeſchrei den beſchloſſenen Akt der Rache verkündigt hatte, endigte ein einziger Keulenſchlag das Leben der Unglücklichen. Oftmals auch nahmen die Häuptlinge ihre Gefangenen, zumal wenn Jugend, Schönheit und Kenntniſſe ſie auszeichneten, an Kindesſtatt an. Noch häufiger verwendete man die, deren Leben geſchont wurde, als Knechte im Hausdienſt. Mit den Niederlaſſungen der Portugieſen traten ſehr viele Veränderungen in dieſem Punkte

*) Man vergleiche mit dieſer Sinn- und Handlungsweiſe dasjenige, was die Inquiſition, die Verfolger der Hugenotten, die Mörder der Albigenſer gethan.

ein. Die Sklaverei mehrte ſich und damit auch mehrten ſich die Kriege. Die Sitten der Eingebornen wurden wilder, von dem Augenblicke an, wo die Schützlinge der Civiliſation mit ihnen in Berührung kamen. Ihre Bekanntſchaft brachte der Nationalunabhängigkeit den Untergang, die Stämme kamen unter einander in immer mörderiſchern Kampf, welcher blos zum Vortheil der Europäer endigte; viele derſelben wurden als Sklaven hin und her verſetzt; die Mehrzahl nach und nach ausgerottet; dies geſchah in folgender Zeitordnung.

Die Tapuyas zuerſt ſahen ſich genöthigt, allenthalben ihre alten Wohnſitze an den Küſten zu verlaſſen und im Innern des Landes eine Zuflucht zu ſuchen. Die Portugieſen folgten ihnen auch dahin. Die Bedrängten hatten fortan blos zwiſchen Sieg, Tod oder Knechtſchaft zu wählen. Da ſie auf verſchiedenen Punkten zerſtreut ſich befanden, ſo war ihre Bezwingung ſehr erleichtert. Wir müſſen den Abgang ausführlicherer Nachrichten über dieſes Volk ſehr bedauern; die wenigen Notizen, welche man von ihm beſitzt, erregen großes Intereſſe. Obgleich den Tupis in vielen Dingen ähnlich und verwandt, unterſchieden ſich die Tapuyas doch in manchen andern weſentlich von denſelben. Dazu gehört beſonders die Enthaltung von Menſchenopfern.

Die Vertreibung der Tapuyas ſchien den Uebrigen die Augen über das ihnen Allen bevorſtehende Loos geöffnet zu haben. Viele der einzelnen kleinen Stämme verbanden ſich fortan zu gemeinſchaftlicher Vertheidigung gegen den Feind. Allein ihr kindiſcher Verſtand und ihre geringe Erfahrenheit waren leicht zu überliſten. Einzelin-

tereſſen trennten allzufrühe das lockere Bündniß wieder. Sie haßten bald ſich eben ſo unverſöhnlich, als früher gemeinſame Erbitterung ſie gegen die Tapuyas getrieben hatte.

Unter den Nationen, welche den Tapuyas früher gegenüber geſtanden und zu der Verbindung der Tupis gehörten, eine Verbindung, welche den Portugieſen oft unzuberechnenden großen Schaden zugefügt, rechnet man beſonders die bereits oben erwähnten Tupinambas, die Tupinans und die Tupinikinen. Von geringerm Gewichte waren die Tamoyos, die Cahetes, die Amapiras u. A.

Noch finden ſich, ganz in der Nachbarſchaft von dieſen, mehrere Andere, welche weder zu den Tupis, noch zu den Tapuyas zu gehören ſcheinen. Einige halten ſie für die Ueberreſte der allerälteſten Bevölkerung; Andere für Stämme, die aus dem tiefſten Innern gekommen und durch unglückliche Ereigniſſe den Küſten zugetrieben worden. Unter ihnen zeichneten vorzüglich die ſtreitbaren Ubirajaras ſich aus, welche mitten in der heutigen Provinz Bahia lebten und durch Sprache und Sitten von den übrigen wilden Nationen durchaus verſchieden waren.

Aus den Berichten der erſten portugieſiſchen Entdecker und Eroberer kann man zum mindeſten einige Hauptumriſſe des Zuſtandes und der Schickſale der Eingebornen Braſiliens gewinnen, wenn auch, beim Untergange ſo vieler derſelben ſo wie aller Denkmale ihres frühern Daſeyns, an eine eigentliche Geſchichte nicht zu denken iſt.

Die Carijos, ſehr wahrſcheinlich ein Theil der großen Nation der Guaranis in Paraguay,

fielen zuerſt unter das Joch der Europäer, da ihre Vorliebe zum Ackerbau den kriegeriſchen Uebungen ſie entzogen hatte. Ihre Fortſchritte in demſelben machten den neuen Anſiedlern ihren Beſitz äußerſt wichtig. So ſehr jedoch viele Stämme rings um ſie her die Carijos, ſolch ſchneller Ergebung willen verachteten, ſo verbanden ſie ſich doch ſehr bald mit den gehaßten Portugieſen. Der Urſprung einer großen Zahl von Meſtizenfamilien ſoll in dieſe erſte Periode fallen.

Die ganze Küſte von dem Vorgebirge St. Thomas bis Angra-Dos-Reys war im Beſitze der Tamoyas. Sie erlitten zuerſt durch die Guaytakazes blutige Niederlagen und wurden in das Innere des Landes gedrängt; hierauf, nach abermaliger Erſcheinung an den Ufern des Weltmeers, wurden ſie faſt gänzlich durch die Portugieſen vernichtet. Daſſelbe Schickſal ward nicht lange darauf auch ihren Feinden zu Theil. An der äußerſten Spitze der Statthalterſchaft von Rio-Janeiro nur noch findet man wenige Ueberreſte des Volkes der Guaytakazes, wiewohl unter dem Namen der Coroados. Sie allein, unter allen Eingebornen Braſiliens, beſitzen noch Ueberlieferungen und Denkmale, und vielen alten Bräuchen und Sitten ſind ſie von allen am meiſten treu geblieben.

Die Guaynazes bildeten nicht minder eine ſtreitbare Nation, aber immerhin viel zu ſchwach, um ihren alten Feinden und den Europäern zugleich lange widerſtehen zu können. Bald verſchwanden ſie, entweder völlig vernichtet, oder mit andern Stämmen verſchmolzen.

Sehr merkwürdig iſt der Umſtand, daß von

dem zahlreichen und mächtigen Volke der Tupinambas in dem Gebiete von Rio=Janeiro gar keine Spuren mehr übrig geblieben ſind. Es drängt ſich daher die Vermuthung auf, daß bei der allgemeinen Auswanderung der Nation alle Stämme ſich vereinigt haben.

Die Tupinikins und die Tupinaes bildeten wahrſcheinlich früher nur eine und dieſelbe Nation. Troß mancher Irrungen unter ſich, und ihrer eigenthümlichen Lage zwiſchen Rio=Janeiro und Bahia, vereinigte ſie dennoch ein gemeinſchaftlicher Haß wider die Tupinambas. Bei Ankunft der Portugieſen nahmen die Tupinikins zuerſt dieſelben gaſtlich auf, vielleicht in der Hoffnung, durch deren Beiſtand ihre alten Feinde noch ſicherer demüthigen zu können. Bald hatten ſie Urſache, ihre Unvorſicht oder ihre Politik zu bereuen. Sie ſahen ſich gezwungen, die Küſten, welche bis dahin durch reichlichen Fiſchfang ihnen Nahrung verſchafft, zu verlaſſen und in die Wälder ſich zu flüchten. Zu der Bedrängniß durch die Fremden, kam nun auch noch der Schrecken vor den Aymores, einem trotzigen Volke, das bisher im Innern des Landes gehauſt. Dieſelben zeigten ſich gegen Portugieſen und Tupinikins gleich feindſelig und die gemeinſame Gefahr bewirkte zwiſchen den unhöflichen Gäſten und den alten Bewohnern des Küſtenlandes ein annäherndes Verhältniß, welches den Portugieſen viele weſentliche Vortheile gewährte. Tupinaes und Tupinikins wurden in der Folge durch gleiches Unglück zu Erneuerung des alten Bündniſſes unter ſich bewogen.

In allem weſentlich verſchieden, zeigten ſich

die trotzigen Aymores, von den Wilden ſelbſt als Wilde betrachtet. Auch die geringſten Anfänge der Kultur waren und blieben noch lange denſelben fremd. Es ſcheint, daß ſie aus den dichteſten Wäldern und aus den dürren Oeden von Pernambuko, Siara und Piauhy gekommen.

Zu ihren Sonderbarkeiten gehörte eine unüberwindliche Scheu vor dem Waſſer. Sie aßen das Fleiſch ihrer erſchlagenen Feinde, nicht aus Rache, ſondern aus Bedürfniß der Nahrung.

Die Nähe der Aymores war für die Pflanzer von Porto Seguro, S. Amoro und Ilheos ſehr verderblich. Der größte Theil ihrer Sklaven wurde von jenen entführt und aufgezehrt. Ueber dreihundert Portugieſen ſelbſt kamen im Streite mit ihnen um. In der Folge demüthigte man jedoch ihren Trotz, trieb ſie in die Wälder zurück und vernichtete ſie beinahe gänzlich. Die heutigen Botocoudas, (ſich ſelbſt nennen ſie Engeräckmung) in den großen Urwildniſſen am Doce und Belmonte und vom Fluſſe St. Matheo hinab, bis an die Seeküſte ſollen die Ueberreſte dieſer barbariſchen Nation ſeyn *). Wir werden in einer ſpätern Stelle unſeres Werkchens, in der Schilderung des Landes Braſilien und ſeiner Bewohner, auf dieſe Botocoudos noch einmal ausführlich zu ſprechen kommen.

Den nämlichen Gegenden zu, zwiſchen Porto-Seguro und Eſpirito-Santo, hauſeten einſt auch

*) Auf der Karte des Engländers Mawe iſt ihr Lan- im Allgemeinen als die Heimath der Anthropophagen-Indier bezeichnet. Prinz Max von Neuwied Reiſe n. Br. II. 1.

die Papanazes. Sie wurden, nicht durch die Europäer, ſondern durch ihre eigenen Landsleute, die Tupinikins und die Guaytakazes, auf das fürchterlichſte heimgeſucht und in das Innere des Landes gedrängt. Man glaubt, daß noch Abkömmlinge dieſes Stammes, wiewohl unter anderm Namen, in Braſilien vorhanden ſind.

Wir kehren jedoch nunmehr zu dem wichtigſten Volke unter den Eingebornen Braſiliens, nämlich zu den Tupinambas, zurück. Die Bucht von San-Salvador gehörte ihnen größtentheils eigen. Sie zeigten, mehr als ihre übrigen Brüder, Anlagen zur Kultur. Aber ein furchtbarer Rachekrieg, welcher alle Stämme, über die Entführung einer Jungfrau aus dem einen derſelben, unverſöhnlich entzweite und alle frühern Verhältniſſe zerriß, machte den ſchönen Hoffnungen ein Ende. Die Kräfte des Volkes wurden ſofort unnütz verſplittert und den Fremden die Unternehmungen auf das gemeinſchaftliche Vaterland dadurch ſehr erleichtert. Vergebens boten ſie dieſen muthvollen Widerſtand; ihre rohe Tapferkeit unterlag dem Genie der Europäer. Nachmals ergriffen ſie nicht ſelten in den Kriegen derſelben Partie, bis ſie plötzlich von dem alten Schauplatz ihrer Thätigkeit verſchwanden und nach den Wildniſſen des Nordens, welche größere Sicherheit verhießen, in Maſſe auswanderten. Es iſt ſchwer, heut zu Tage die Spur dieſer Nation wieder zu erkennen. Dürfen wir jedoch den Geſchichtſchreibern glauben, ſo finden ſich noch Abkömmlinge der Tupinambas in der Statthalterſchaft Bahia vor, und auch in Peru ſollen ſich, in Folge einer abermaligen Trennung in Nord-

Braſilien, einzelne Stämme oder Abtheilungen von ſolchen, niedergelaſſen haben.

Wir erwähnen hier ferner noch der Amapiras, welche jenſeits San Fernando getroffen wurden, gleichfalls Abkömmlinge der Tupis, jedoch getrennt von ihnen ſeit den Tapuyaskämpfen. Ebenſo der Ubirajaras, ihrer geſchwornen Feinde, einer höchſt barbariſchen und unbändigen Nation, welche wahrſcheinlich durch das Schwert der Portugieſen gänzlich vertilgt worden iſt. Ferner der Cahetes, eines grauſamen und allverhaßten Menſchenſchlages, in der jetzigen Provinz Pernambuko, zwiſchen dem San Francisco und dem Rio-Parahyba gelagert. Sie waren mit den Tupinambas in unverſöhnliche Kriege verwickelt, erlagen aber zuletzt der vereinigten Macht dieſer, der Tupinaes und der Tapuyas. Nur wenige Haufen retteten ſich in die Gebirge von Aqueſiba.

Den Schluß mögen die Pitiguares machen. Dieſelben, anfänglich zwiſchen dem Rio-Grande und Parahyba eingehauſt, ſodann bis zum Amazonenfluſſe ſich ausbreitend, hielten, als Europäer in Braſilien erſchienen, mit beſonderer Vorliebe die Partei der Franzoſen und unterſtützten ſie kräftig auf allen ihren Zügen.

Von vielen andern kleinen Nationen und Stämmen, welche entlang der Küſten einſt gewohnet, ſchweigen wir. Ihr Namensverzeichniß hat weder für die Geſchichte der Menſchheit, noch für die Kenntniß der Schickſale des Landes, mit dem wir uns beſchäftigen, beſondern Werth. Vielmehr eilen wir jetzt, die merkwürdigen Ereigniſſe zu ſchildern, welche die erſte Entdeckung und Beſitznahme Braſiliens durch die Europäer begleitet haben.

Drittes Kapitel.

Die Geſchichte der Entdeckung des Landes Braſilien.

Die glücklichen Ergebniſſe der Entdeckungsfahrten Vasco da Gama's in Oſtindien hatten in allen Portugieſen ein edles Feuer der Nacheiferung entzündet. Die Nation, ihrer Kräfte bewußt und an vielen ausgezeichneten Männern reich, ſehnte ſich nach neuen Entdeckungen und Eroberungen. Viele Seefahrer, Glücksritter ſowohl als gediegene und beſonnene Köpfe, boten dem Hofe ihre beſten Dienſte an. Der König Dom Manoel I. gab dem Impulſe dieſer Nationalbegeiſterung auch diesmal nach und rüſtete abermals eine Flotte aus. Der erfahrne Seemann, D. Petro Alvarez de Cabral, durch vielfache Verdienſte die er in Oſtindien bereits ſich erworben, zu hohem Vertrauen berechtigt, ward an die Spitze des Unternehmens geſtellt und lichtete im Jahr 1500 die Anker.

Die Küſten von Afrika mußten diesmal vermieden werden; darum ſuchte er das Weite. Die widrigen Winde zwangen ihn, eine dem urſprünglichen Plan entgegengeſetzte Richtung zu nehmen und er ſah ſich plötzlich auf die Küſte des mittäglichen Amerika verſchlagen.

Es kann nicht geläugnet werden, daß ſchon etwas früher Colon's treuloſer Gefährte Pinzon dieſelbe geſehen hat. Doch beſchränkte ſich die ganze Thätigkeit deſſelben auf einiges Kreuzen in der Mündung des Amazonenfluſſes; er kam nicht über den Maragnon, erfüllt von der falſchen Vorausſetzung Columb's, die auch andere Seefahrer getäuſcht, daß die entdeckten Länder nichts anders denn Theile des großen indiſchen Feſtlandes ſeyen, und die Fahrt war durchaus von keinem Reſultate begleitet geweſen.

Alvarez Cabral gab dem von ihm entdeckten Berglande den Namen Monte-Pascoal, da gerade die Entdeckung in die heilige Oſterwoche gefallen war; den Reſt des Kontinentes aber nannte er Vera Cruz.

Das Betragen der Portugieſen gegen die Eingebornen, welche mit neugierigem Erſtaunen um die fremden Gäſte ſich herdrängten, war von demjenigen der Spanier auf den meiſten Punkten ihrer Entdeckungen ſehr verſchieden. Es erweckte Zutrauen, die Eingebornen nahmen freundlich ſie in ihre Hütten auf und waren entzückt über die kleinen Geſchenke die ſie erhielten, wiewohl der Reiz der Neuheit gar bald wieder nachließ.

Was die Aufmerkſamkeit der Wilden am meiſten erregte, war der wunderbare Gebrauch, den die Ankömmlinge von dem Eiſen zu machen wußten. Mit Erſtaunen ſahen ſie, mit welcher Leichtigkeit den Streichen der Axt der Baum erlag, aus welchem das Symbol der chriſtlichen Religion, das Kreuz, gezimmert wurde. Die Unglücklichen ahneten nicht, wie bald an daſſelbe ihre altererbte Freiheit geſchlagen werden würde.

Manche der religiöſen Ceremonien, unter welchen die Indianer — ſo hieß man damals auch die Bewohner Braſiliens — ihre Götter verehrten, hatten große Aehnlichkeit mit den chriſtlichen, welche in der That nicht ſelten das Gepräge des Heidenthums trugen. Darum glaubten die Entdecker, mit leichter Mühe die Barbaren für den chriſtlichen Glauben zu gewinnen. Allein, wie wir bald Gelegenheit finden werden, zu zeigen, ſie täuſchten ſich hierin gewaltig; der grobe Egoismus der Europäer zerſtörte allzubald die Täuſchung der Naturſöhne über die Vortrefflichkeit der fremden Männer und flößte ihnen dadurch Abſcheu und Verachtung auch gegen die Götter derſelben ein.

Längere Zeit blieb Jenen unbewußt, welcher Art Schätze das neuentdeckte Land in ſich verſchlöſſe; und Verbrecher, die man hierum begnadigte, wurden in das Innere entſandt, genaue Nachforſchungen deshalb anzuſtellen. Den Rath einiger Portugieſen, Eingeborne einzeln aufzugreifen und ihrem Vaterlande entführt, nach Europa als Zeugen und Trophäen der geſchehenen Entdeckung zu ſchicken, verwarf der edler geſinnte Cabral, als unmenſchlich und unchriſtlich. Heil den Braſilianern, wenn ſolche Grundſätze immerfort ſiegreich ſich erhalten hätten!

Kaum war jedoch das Schiff, welches die Nachricht von den wichtigen Ergebniſſen der Entdeckungsfahrt nach Lisboa überbringen ſollte, den Uebrigen aus dem Geſichte, als einer der Hauptleute Cabrals, Gaſpard de Lemos, der zum Befehlshaber jenes Fahrzeuges ernannt worden war, gegen das ausdrückliche Verbot des Admi-

rals, zweier Eingebornen ſich bemächtigte und ſie auf das Schiff ſchleppen ließ, um damit vor dem Hofe groß zu thun; der Anblick dieſer Indianer machte in Vielen die Begierde nach ähnlichen Unternehmen, wie das des Cabral, noch mehr als zuvor rege und Projekte wurden auf Projekte geſchmiedet. Der Mann ſelbſt, welcher die Mühen des Tages getragen, ärndtete am wenigſten den Dank davon. Abenteurer, wie Nicolas Conlho, und Großſprecher, wie Amerigo Veſpucci, machten ſich bald darauf ſeine Verdienſte zu Nutzen und es gehört ſelbſt in neueſter Zeit zum Tone des Tages, dem genialen Deutſchen Martin Behaim, welcher auf alle dieſe Entdeckungsreiſen den größten Einfluß geübt, ja welcher ſelbſt die allererſte unternommen haben ſoll, völlig in den Hintergrund zu ſtellen *). Amerigo Veſpucci's und ſeiner Thätigkeit, wie ſeines Unverdienſtes, iſt bereits in der Geſchichte von Portugal erwähnt worden. Wir bemerken alſo hier nur um des Zuſammenhanges willen, daß er auf ſeiner zweiten Reiſe (1502) die erſte Niederlaſſung auf dem neu entdeckten Feſtlande, nämlich in der Bucht Allerheiligen, gegründet.

Bahia und die ganze Küſte hinunterwärts bis zur magellaniſchen Meerenge ward durch Chriſtoval Jacques aufgefunden. Auf vielen einzelnen Punkten des Landes nahm er Beſitz von demſelben und pflanzte die Fahne ſeines

*) Der Verfaſſer wird es ſich zur Pflicht machen, in einer beſondern Abhandlung dereinſt die Verdienſte des Martin Behaim auseinander zu ſetzen, und alles, was auf ihn Bezug hat, zu ſammeln.

Monarchen auf. Die Gründung der Colonie Porto-Seguro, in dem Gebiete von Vera Cruz, iſt ebenfalls ſein Werk.

Bald reizte nun die Kunde von Schätzen, die das Land in ſich verſchließen ſollte, deren Spur jedoch erſt ſpäter aufgefunden wurde, die Neugierde vieler Abenteurer. Das wichtige Farbholz, ſo man in der einen Abtheilung entdeckte, zog die thätigſte Aufmerkſamkeit der Handelswelt dahin. Jene Gebietsabtheilung erhielt von dem wichtigen Funde den Namen *), und er wurde nachmals auf das geſammte Land ausgedehnt. Das braſiliſche Farbholz blieb lange Zeit der einzige weſentliche Gewinn der neuen Entdeckung.

Während den Jahren 1502—1516 hatten mancherlei Coloniſationsverſuche und Landungen ſtatt, welche beſonders von Oſtindien aus unternommen wurden. Nicht immer ſegnete jedoch dieſelben ein glücklicher Erfolg. Nicht ſelten kamen ſie durch die Waffen der Eingebornen, noch öfter durch Mangel an Lebensmitteln, um. Die allzu eilfertig und leichtſinnig angelegten Niederlaſſungen wußten, auf dem ungeheuern Gebiete allzu ſehr von einander entfernt, wechſelſeitig nichts von ſich. Nur die Fahrten des Caſtilianers Solis, welcher bis in die Bai von Ganabara (Rio-Janeiro) vorgedrungen, die des berühmten Fernandez Magalhaens, von der irgendwo anders die Rede ſeyn wird, und die des Diego Garcia (1526) zeichneten ſich unter den vielen frucht- und ruhmloſen aus.

*) Vergl. darüber die Statiſtik Braſiliens, als letzte Abtheilung dieſes Werkchens.

Viertes Kapitel.

Des Landes Eintheilung in Statthalterſchaften.

Der hohe Werth des entdeckten Landes, in Bezug auf die aus ihm zu gewinnenden Naturprodukte und Schätze jeder Art, fiel bald in die Augen. Was das immer nur nach neuen Eroberungen ſich ſehnende Genie Dom Manoels zu gründen vergeſſen hatte, ſuchte der ſorgliche Fleiß Dom Joàos III. ins Werk zu ſetzen. Die erſte Art der Verwaltung des Landes zeugte aber nicht von geläuterten Grundſätzen politiſcher Oekonomie. Das Land wurde in neun erbliche Statthalterſchaften eingetheilt. Ein ſtrenges Feudalſyſtem, mit dem Geiſte der Eingebornen im feindſeligſten Widerſpruch, zerſtörte gleich Anfangs einen großen Theil der Hoffnungen, welche man mit Recht von den unverſieglichen Quellen dieſes Landes für Portugal ſich machen durfte.

Jeder der Edlen, welche ſolchergeſtalt mit der Regierung des Landes beauftragt worden, hatte zugleich das Recht, vierzig bis funfzig Meilen der Küſte entlang, ſo viel zu erobern, als ihm möglich war, und diejenigen Niederlaſſungen zu gründen, welche ihm zweckmäßig ſcheinen mochten. Ihnen ſtand es zu, Geſetze und Gefreitheiten zu

ertheilen, und, von jeder höhern Gewalt unabhängig, Geſetze und Abgaben aufzuerlegen. Sie beſaßen ferner das Recht, ſo viele Eingeborne, als ihnen genehm, zu Sklaven zu machen. Nur tödten durften ſie dieſelben nicht,

Die Niederlaſſung des Dom Martino Alfonſo de Souza, deſſen Familie in den oſtindiſchen Ereigniſſen berühmt geworden, war die erſte bedeutendere, und zwar im Süden Braſiliens. Die herrliche Bucht von Rio-Janeiro hatte er nur berührt, um ihr einen Namen zu geben (1532). Nach verſchiedenen Kämpfen mit den Wilden, welche Landung ſowohl, als Coloniſation ihm ſtreitig gemacht, und mit dem Beiſtande eines entſchloſſenen Portugieſen, Ramalho, der durch Schiffbruch zu den Carijos verſchlagen worden und durch ſeine Perſönlichkeit unter denſelben zu Anſehen gekommen war, gelang ihm von der St. Vincent Beſitz zu nehmen und eine Niederlaſſung zu bewerkſtelligen. Der verhängnißreiche Anbau des Zuckerrohrs wurde in dem Lande Braſilien durch ihn begonnen. An ſeinen Namen knüpfen ſich daher alle Erinnerungen commerzieller Vortheile ſeiner Nation und alle Flüche einer zu harter Dienſtbarkeit verurtheilten Menſchenraſſe.

Nach ſeiner Rückkehr gen Lisboa erhielt Souza den Titel eines Admirals von Indien und viele andere Auszeichnungen und Vollmachten (1534).

Minder glücklich war ſein Bruder, Dom Lopez de Souza, welcher zu Santo Amaro, in der Nähe von San Vincente ſich niedergelaſſen. Nach mehrern heißen Gefechten mit den Eingebornen, kam er in der Mündung des Rio

de la Plata durch Schiffbruch um. Seine Colonie gerieth in die Hände Anderer.

Die nächſten Jahre gingen ohne beſonders wichtige Ereigniſſe vorüber. Die Geſchichte der meiſten übrigen Pflanzungen weiſt blos das traurige Bild von Unterdrückung und Vernichtung der Eingebornen auf. Unter denen, welche am meiſten ſich nach den Brüdern Souza's ausgezeichnet, führen wir Goes, Freund des Lopez, Coutinho, Martin Ferreira, Figuerero Correa und Duarte Coelho Pereyra an.

Die beiden Erſtern gründeten die Capitanerie Parahyba; jedoch wurde ſolche bald wiederum aufgegeben. Mit mehr Erfolg behauptete ſich in Eſpirito-Santo der tüchtige Coutinho. Er ſuchte die Tupinikins mehr durch Kultur, als durch Waffen, zu beſiegen und an das Intereſſe der Portugieſen zu feſſeln. Seine Anſtrengungen wurden theilweiſe reichlich belohnt. Die Zuckerſiedereien von Porto-Seguro, für die Induſtrie des Mutterlandes bald darauf ein wichtiger Artikel, verdankten ihm allein ihren Urſprung.

Dom Correa, mit Hülfe des Romerra, nahm von dem Gebiete Beſitz, welches die heutige Capitanerie dos Ilheos bildet. Längere Zeit blieb die herrliche Bucht San Salvador, bewohnt von Tupinambas, ohne Bebauer, und Pernambuk, wahrſcheinlich ſeines günſtigern Klimas willen, wurde vorgezogen.

Dom Coello Pereyra, welcher damit belehnt worden, zeichnete ſich durch mancherlei verſtändige Maßregeln in der Verwaltung des Landes aus. Er hatte nicht nur gegen feindſelige Stämme unter den Eingebornen, ſondern auch

2*

gegen Angriffe der Franzoſen zu kämpfen. Durch kluge Verbindungen mit andern wilden Nationen gelang es ihm die Colonie ſicher zu ſtellen. Die Stadt Olinda erhielt durch ihn ihren Urſprung. Eben ſo nahm, durch ſeine Veranſtaltung, die Ausfuhr mit den Farbehölzern ihren Anfang, ein Artikel, welcher der europäiſchen Handelswelt ſo unentbehrlich geworden iſt, und den portugieſiſchen Coloniſten unermeßliche Schätze gebracht hat.

Das Wachsthum der neuen Anſiedlungen ward nicht nur durch die Habſucht und den abenteuernden Hang der Europäer, ſondern auch durch ihren Fanatismus bedeutend gefördert. Eine große Menge Juden, welche die für Portugal ſo überaus unklugen Verfolgungsedikte Don João's und des Glaubensgerichtes aus dem bisherigen Vaterlande getrieben, flüchteten ſich nach dem neuentdeckten Feſtlande von Amerika. Mit weniger Habe aber andauerndem Fleiß beſiegten ſie bald die Hinderniſſe des tropiſchen Klimas, und die Civiliſation Braſiliens verdankt vorzüglich dieſer Klaſſe von Eingewanderten ſehr viel.

Ein durch Schiffbruch an die Küſte von Salvador verſchlagener Jüngling, Don Alvarez Correa, unternahm es, die Tubinambas mit den Sitten und Künſten ſeiner Heimath vertraut zu machen. Sein einnehmendes Weſen hatte ihm die Liebe der Tochter eines Häuptlings gewonnen. Durch ſie kam er zu Einfluß und endlich zur Herrſchaft über die Nation. Er regierte ſie mild und weiſe. Allein ſo etwas vertrug ſich mit dem kriegsknechtiſch-mönchiſchen Geiſte ſeiner Zeit und ſeiner Heimathgenoſſen nicht. Es erging ihm beinahe wie Balboa in Darien. Ein anderer por-

tugieſiſcher Edler, Francisco Pereyra Coutinho, langte an, mit großen Vollmachten des Königs und mit der Beſtallung als Statthalter über alles Land zwiſchen der Spitze San Antonio und San Francisco.

Dieſer ließ den Correa verhaften *). Seine Soldaten mishandelten ungeſtraft das Volk und empörten allenthalben die Gemüther. Der Gedanke des Widerſtandes wurde rege, beſonders angefacht durch die glühende Beredtſamkeit Paragouaſſou's, der Gattin Correa's, welche ihren Gemahl zu befreien eilte. Das Joch des Statthalters wurde abgeſchüttelt. Kaum fand er auf Dos Ilheos eine Zuflucht vor der Eingebornen rächeriſchen Pfeilen. Alvarez ſchleppte er übrigens, immer noch gefangen, mit ſich fort.

Bereits hatte jedoch die ſüße Angewöhnung der Knechtſchaft einen Theil der Tupinambas angeſteckt und war ihnen lieber geworden, denn die altererbte allzureizloſe Freiheit ihrer Väter. Dieſe

---

*) Gewöhnlich bringt man, ſobald von ſchneidendem Undanke des Staates gegen ausgezeichnete Männer die Rede iſt, den Republikanismus, als vorzüglich damit befleckt, zur Warnung hervor. Man vergleiche aber einmal was, wir wollen eine Menge alter und neuer Beiſpiele unberührt laſſen, nur einmal im Mittelalter der neuern und neueſten Zeit das Benehmen der ſpaniſch-portugieſiſchen Könige gegen ihre größten Helden, vom Cid und den Entdeckern der neuen Welt, bis zu Palafox, dem Vertheidiger von Saragoſſa, dem inepurabel erklärten Palafox, mit dem, was die Schweiz, die Hanſe und die vereinigten Niederlande ihren großen Männern gethan. Anmerkung eines gebornen Republikaners.

Faktion verſchwor ſich insgeheim und rief den vertriebenen Coutinho zurück.

Er eilte, ihren Wünſchen ſich zu fügen; aber ein heftiger Sturm vereitelte die Rückkehr, und der Haß der Mehrzahl des Volkes vereinigte ſich ſchnell mit den Elementen, des Drängers für immer ſich zu entledigen. Auf die Inſel Itaparica geworfen, fiel er den wüthenden Horden, welche auf ihn lauerten, in die Hände und wurde mit all' ſeinem Volke erſchlagen. Der edle Alvarez allein entging dem allgemeinen Blutbad und ward von den Eingebornen aufs neue mit Jubel aufgenommen.

Als die Kunde von dem Geſchick Coutinhos nach Europa gekommen, überdachte der König Dom João die hohe Wichtigkeit der Capitanerie San Salvador mehr, als zuvor. Er beſchloß hier eine Hauptniederlage gründen zu laſſen und durch Erbauung einer Stadt den verſchiedenen Pflanzungen in Braſilien einen Stütz- und Mittelpunkt zu geben. Dem zufolge ward eine neue Flotte ausgerüſtet und theils mit freiwilligem Kriegs- und Seevolk, theils mit Verbrechern, denen man hiedurch Gnade angedieh, bemannt. Verſchiedene, adeliche ſowohl als bürgerliche, Familien, welche ihr Glück zu gründen oder das Verlorne herzuſtellen gedachten, nahmen Theil an der Fahrt. Dom Thomé de Souza erhielt, als künftiger General-Gouverneur den Oberbefehl. Dieſem ſollten fortan nicht nur die oberwähnte, ſondern auch alle übrigen Landſchaften unterthan ſeyn. Die übertriebenen Vorrechte der Sennors und Pflanzer wurden, durch einen weiſen Rathſchlag des Königs, theils aufgehoben, theils be-

ſchränkt. Damit hoffte man den Colonial-Anſtrengungen mehr Einheit und Beſtand und gegen den Uebermuth und die Unvorſicht einzelner Befehlshaber vorkehrende Maßregeln gegeben zu haben.

Der Erfolg entſprach den Erwartungen. Der neue Statthalter, verſtändiger und beſonnener als ſein Vorgänger, ſetzte ſich mit Alvarez, der noch unter den Tupinambas verweilte, in freundſchaftliches Einverſtändniß. Daſſelbe war für die Coloniſten von größter Wichtigkeit, weil dadurch die bereits aufs äußerſte erbitterten Gemüther der Eingebornen wieder beſänftigt wurden.

Bald wurde nun der Grund zur beſprochenen Stadt gelegt, jedoch nicht in der glücklichſten Lage und ohne Plan und Einſicht. Einige Meilen weiter in die Bucht hinein, und alles würde ein beſſeres Ausſehen gewonnen haben. Souza's Eifer und Alvarez's Patriotismus beſiegten, ſo viel möglich, alle Schwierigkeiten und die argloſen Tupinambas unterſtützten auf jegliche Weiſe das Unternehmen der fremden Gäſte, nicht ahnend, daß ſie an der Zwing arbeiteten, daraus ihre Tyrannen und Mörder einſt hervorgehen ſollten.

Das gute Vernehmen zwiſchen Europäern und Eingebornen wurde zuerſt durch den unvorſichtigen Streit eines Portugieſen mit einem Tupinambas geſtört. Der Erſtere fiel, getödtet. Der Stamm, zu dem er gehörte, erſchrack dieſer That und lieferte den Mörder aus. Aber von nun an herrſchte zwiſchen beiden Theilen großes Mistrauen. Die Mehrzahl der Portugieſen wünſchte ſich wohl gar mehrere ſolcher Anläſſe, um wür-

gend und raubend über die heidniſchen Barbaren herfallen zu können (1550).

Zu allem Unglück mußten nun auch Jeſuiten ſich nähern, indem überall, wo die Fackel des Mordes, der Zwietracht und des Fanatismus loderte, dies Aſſaſſinengeſchlecht *) der neuern Zeit an der Spitze, oder ſonſt doch beſonders thätig war. Wie in Japan, Indien und China miſchten ſie ſich, mit zudringlichem Bekehrungseifer und zugleich mit feiner Speculation für das Intereſſe ihres Ordens und der Hierarchie, in das innere Leben des Volkes und gedachten für die alten Götzen ihm ihre Heiligen aufzuzwingen **). Ihre Deklamationen gegen die Menſchenopfer, in der ganzen Sache das Beſte und das Alleinwohlthätige für die Menſchheit, reizten zuerſt zum Grimme, beſonders nachdem einer der dem Tode geweihten Gefangenen durch ſie entführt worden war. Die Tupinambas ſchworen, die Altäre der

*) Seit der geniale und gelehrte Joſeph von Hammer die genaue Uebereinſtimmung der Lehre und der Geſchichte der Aſſaſſinen und der Jeſuiten ſiegreich dargethan hat, iſt es erlaubt, obigen Namen in buchſtäblich wahrem Sinne, nicht blos als Vergleichungs-Hyperbel, zu gebrauchen. Anmerkung eines aufgeklärten Katholiken.

**) Die Namen der mit Th. de Souza eingeſchifften Jünger Loyolas waren: Juan d'Aſpiculcunta, Antonio Pireo, Leonardo Nunez, Diego de St. Jago, Vincenz, Rodriguez, Manoel Nobrega.

Wie ſoll ich — antwortete ein Eingeborner eines Tages einem der bekehrungsſüchtigen Pater — wie ſoll ich meinen alten Glauben an einen neuen geben, der diejenigen, die ihn bekennen, nicht beſſer gemacht hat, als ich bin. Clade. I. 39.

Götter und die Geſetze des Landes an den Entweihern derſelben zu rächen.

Leider unterlagen ſie meiſt den gewandtern Künſten der Europäer, und die Jeſuiten, bald als Rächer des erzürnten Chriſtengottes, bald als väterliche Leiter einer verirrten Nation *), ſetzten ihre Bekehrungsgeſchäfte fort und erwarben ſich abwechſelnd bald den Haß, bald die Dankbarkeit derſelben. Immer mehr und mehr in den alterlichen Bräuchen und Sitten beſchränkt, zog die Mehrzahl es vor, neue Einöden aufzuſuchen, um ja nur nicht zur europäiſchen Lebensweiſe gezwungen zu werden. Von dem Reſte, welcher zu letzterer ſich bequemte und in der Colonie San Salvador zurückblieb, ſtammen die heut zu Tage noch daſelbſt vorhandenen Meſtizen ab.

Der gute Geiſt, welcher im Beginne der Verwaltung Don Thomas de Souzas geherrſcht,

*) Die frommen Väter entſetzten ſich, als einſt ein Tupinambas, der die Gabe Wunder zu wirken, trotz einem Jeſuiterheiligen, geltend machte, einem von ihnen, auf die Frage — ob er ſolche durch die Kraft des guten oder des böſen Geiſtes verrichte? — geradezu antwortete: „Ich ſelbſt bin Gott und mit Gott verwandt. Der Gott, welcher im Himmel regiert, iſt mein großer Freund; er theilt ſich mir mit; er offenbart ſich meinen Augen in Mitte der Wolken, durch Blitz und Donner.“ Clade. II. S. 40. Hätte der Tupinambas ſolches in unſern Tagen geſprochen, würden die Quotidienne und der Herr von Haller ihn ohne Zweifel als Glied der großen Verſchwörung zu Umſturz der Throne und Altäre bezeichnen, welche allein jetzt noch durch Don Miguel und Don Carlos Grundſätze und Syſteme zu retten ſind.

nahm nach und nach in bedeutendem Grade ab. Der Geiz, die Grauſamkeit und die Wolluſt, die Glaubenstyrannei und alle europäiſchen Lieblingslaſter jener Zeit bemächtigten ſich nach und nach der Portugieſen. Weiber und Töchter wurden oft den Eingebornen gewaltſam entriſſen; Männer und Brüder zu Sklaven gemacht. Statt das erſte Lebenselement jedes Staates, zumal eines neugegründeten, den Ackerbau, ſorgfältig zu pflegen, lechzten ſie nur nach den Diamanten und Goldkörnern der brennenden Wüſten. Dadurch litt die Bevölkerung wie die Sittlichkeit des Volkes, ohne daß für ſo große Opfer die Nation in der Hauptſache ein denſelben entſprechendes Reſultat gewonnen hätte.

Dom Souza, deſſen beſonnene und wohlwollende Plane in mehr als einer Beziehung durch Leidenſchaften und Ränke durchkreuzt wurden, ſehnte ſich im vierten Jahre bereits nach Abberufung von ſeinem kritiſchen Poſten. Sein Wunſch ward ihm gewährt und Don Duarte da Coſta zu ſeinem Nachfolger beſtimmt (1552). Eine Rotte Jeſuiten begleitete ihn, voll ehrgeiziger Projekte für Ausbreitung der Ordensmacht. Da Coſta, ein energiſcher und wohlunterrichteter Mann, durchſchaute ſie noch während der Reiſe. Er beſchloß ihren Entwürfen muthvoll, im Intereſſe der Krone entgegen zu treten. Die ehrwürdigen Väter, als ſie in den meiſten Unternehmen, welche mit dieſem letztern nicht verträglich ſchienen, ſich gehemmt ſahen, beſchloſſen der verhaßten Aufſicht des Oberſtatthalters ſich zu entziehen und wanderten dem äußerſten Süden des Landes zu, bis zur Ebene Piratininga. Hier bauten ſie ſich Hütten und

begannen in der That, auf eigene Rechnung, die Urbarmachung und Civiliſirung eines ungeheuern Striches auf eine Weiſe, die ihrem Genie Ehre machte und ihren Namen noch unſterblicher hinterlaſſen haben würde, wäre das Werk ihres Geiſtes und ihrer Hände mit weniger Berechnung für das Intereſſe einer gegen alle Staaten feindſeligen Kaſte, als für Grundſätze der Religion und der Humanität zu Stande gebracht worden.

Bereits iſt der berühmten Jeſuiter-Colonie von Paraguay in der Geſchichte von Portugal Erwähnung geſchehen: der Verlauf der Begebenheiten wird uns alsbald noch einmal dahin zurückführen; und noch umſtändlicher wird in der Geſchichte dieſer theokratiſchen Republik Francia's das kühne Werk mönchiſcher Politik, mit all ſeinen Licht- und Schattenſeiten, geſchildert werden.

Fünftes Kapitel.

Der Franzoſen Anſiedlung und Schickſale auf dem Feſtlande Braſilien.

Beinahe alle unbefangenen Geſchichtſchreiber neuerer Zeit drücken ihr Erſtaunen über das Uebermaß von Naivität aus, mit welchem ein Biſchof von Rom, Länder eines neuen Welttheils, von denen er kaum erſt reden gehört, unter die von ihm begünſtigten Könige vertheilte. Auch wir haben in der Geſchichte von Portugal der be-

rühmten Linie erwähnt, welche dieſer Prieſter auf der Erdkugel gezogen und durch welche Nord- und Südamerika an Spanien und Portugal verſchenkt worden ſind. Alle übrigen ſeefahrenden Fürſten und Staaten fühlten mit dieſer voreiligen und ausſchließenden Theilung ſich ſchlecht zufrieden. Doch hielten den einen Theil übermächtige Ereigniſſe, den andern die wahren oder erheuchelten Gefühle der Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhle für dermal noch von kräftiger Einſprache gegen die Anmaßung des Papſtes zurück. Die Hierarchie und der Deſpotismus bedurften zu dieſen Tagen bei der Menge gemeinſchaftlicher Feinde, einander wechſelſeitig allzuſehr.

In Europa gab es jedoch um dieſelbe Zeit bereits eine große Zahl von Menſchen, welche von der Tyrannei des römiſchen Stuhles ſich losgeriſſen hatten und weder um die geographiſchen Verfügungen noch um die wider den Uebertreter verhängten Drohungen deſſelben ſich bekümmerten. Viele Proteſtanten in Frankreich, welche um ihres Glaubens willen damals auf das heftigſte verfolgt wurden, vertrauten dem Glückſtein eines Landsmannes Villegagnon, welcher mit großem Ehrgeiz und kühnem Unternehmungsgeiſt in hohem Grade die Gabe vereinigte, Menſchen an ſich zu feſſeln und aus den Umſtänden jeden möglichen Gewinn zu ziehen. Er war anfänglich ein Schützling des edlen Admirals von Coligny, welcher in ſeiner großartigen Geſinnung die tiefe Heuchelei eines Abenteurers nicht ahnete, welcher ſein Genie und ſeine Grundſätze an den Meiſtbietenden zu verkaufen ſchon damals entſchloſſen war (1555).

Villegagnon erkannte auf den erſten Augen-

blick die vortheilhafte Lage von Rio-Janeiro zu Anlegung einer neuen Colonie. Er erhielt Unterſtützung und dadurch, daß er Verfolgten ein Aſyl gegen den Fanatismus zeigte, beſtimmte er eine Menge hugenotiſcher Franzoſen zur Auswanderung nach jenen Weltgegenden. Die Colonie blühete raſch. Plötzlich änderte der Verräther die Sprache und nahm ſelbſt den Charakter eines Verfolgers an. Die Flüche der Betrogenen und die Verachtung ihrer im Mutterlande gebliebenen Glaubensgenoſſen, gaben ihm, als er bald nach einer Heimreiſe, auf ſeinem Schloſſe ſtarb, den ſchimpflichen Beinamen des „Kains von Amerika" (1557).

Die Treuloſigkeit des Gründers allein verhinderte das Wachsthum einer mächtigen und furchtbaren Franzoſencolonie in Braſilien. Alle übrigen, durch Villegagnon getroffenen Anſtalten zeugten von Verſtand und Einſicht. Um ſo mehr war dieſes Menſchen Verblendung oder Böswilligkeit zu beklagen.

Sorglos hatte die portugieſiſche Regierung die Ankunft und Anſiedlung von Fremden auf jenem Boden mit angeſehen, welchen doch der Papſt ausſchließlich ihnen zum Geſchenk gemacht hatte. Mehrere Jahre lang betrachteten ſie das Heranblühen der neuen Pflanzung in Rio und den Reichthum der eingewanderten Franzoſen mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit, bis der Spürſinn ihrer Jeſuiten alle Nachtheile und Gefahren aus ſolcher Nachbarſchaft und Theilnahme auseinander ſetzte. Es ward demnach gegen die Franzoſen Angriff beſchloſſen. Ein berüchtigter Jeſuit, No-

brega, war die Seele dieſer kriegeriſchen Bewegung.

Die Franzoſen wehrten ſich mit vielem Muthe, und, in das Fort zurückgedrängt, vorzüglich in dieſem mit Verzweiflung. Die Uebermacht gewann jedoch endlich den Sieg. Das Fort wurde erſtürmt; die Franzoſen flüchteten ſich theis nach dem Feſtlande, theils auf ihre Schiffe. Dieſe Vorfälle entſchieden über die wichtige Frage: ob das goldreiche Land den Portugieſen eigenthümlich verbleiben oder der franzöſiſchen Nation zufallen ſollte. Ohne Villegagnons ſpäteres Benehmen und des Hofes unduldſames Syſtem hätte ſie ſich mit geringer Anſtrengung, zweifelsohne zum Vortheil dieſes letztern entſchieden (1560).

Nach Vertreibung der Franzoſen, welche gleichwohl im Beſitze der Rhede verblieben und an den Tupinambas, ihren Verbündeten, einen Stützpunkt fanden, bedrohete ein Einbruch der wilden und ſtreitbaren Aymores die Niederlaſſungen der Portugieſen mit nicht minderer Gefahr. Wie ein Waldſtrom ergoſſen ſie ſich aus dem Innern des Landes hervor, auf die Bewohner der Küſte und erfüllten alles zwiſchen Rio-Janeiro und San Salvador mit Mord und Verwüſtung. Erſt nach einiger Zeit und mit großer Mühe gelang es Mem de Sa, dem neuen Statthalter, die Nation zurückzuwerfen. Doch endigte der Kampf erſt mit Vertilgung der Mehrzahl derſelben und er hatte dem Könige von Portugal und den Coloniſten theure Opfer gekoſtet.

Sechstes Kapitel.

Der Franzoſen vollſtändige Vertreibung aus dem Lande Braſilien.

Nachdem die franzöſiſchen Anſiedler, durch den Fall ihres Fortes zu Rio-Janeiro, des vorzüglichſten Stützpunktes beraubt und zur Flucht nach den Niederlaſſungen der Eingebornen gezwungen worden, ſuchten ſie, ihres Drängers Villegagnon nun ledig, durch gutes Verſtändniß mit jenen Letztern ſich im Lande ferner noch zu halten. Eine ſtrenge Verwaltung und gewiſſenhafte Beobachtung der beſchwornen Verträge hatten gute Erinnerungen bei den Wilden zurückgelaſſen, und beide Theile vereinigten ſich gegen die gemeinſchaftlichen Feinde mit ziemlicher Aufrichtigkeit.

Der Hof zu Liſſabon fühlte, wie zu erwarten war, nicht geringe Beſorgniſſe über die fortwährende Anweſenheit von Franzoſen in der Colonie. Euſtach de Sà erhielt demnach den Auftrag, derſelben mittelſt einer neuen Expedition für immer ein Ende zu machen. Unterſtützt von ſeinem Oheim, dem bisherigen General-Gouverneur Mem de Sà, und noch wirkſamer von dem unermüdlich thätigen Jeſuiten Nobrega, gelang derſelbe größtentheils, jedoch erſt nach Jahresfriſt. Die ſtreitbaren Tamoyos nahmen

kräftig ſich der verfolgten Freunde an; Euſtach de Sà ſelbſt verblutete an erhaltenen Wunden und erſt ſeinem Neffen, Correa Salvador de Sà, wurde die Ehre, den Reſt der Franzoſen vollends zur Einſchiffung gezwungen zu haben. Sie flüchteten vor ihm auf wenigen Fahrzeugen gen Pernambuko. Aber der dortige Befehlshaber wehrte die Landung, und ſo mußte denn doch die Heimfahrt nach Europa angetreten werden (1565). Ein fünf Jahre darauf gewagter neuer Landungsverſuch ſcheiterte, ohnerachtet der Mitwirkung der Eingebornen, ebenfalls. Solchen Ausgang hatte das Unternehmen Villegagnons, welches, wären die Geſinnungen des Urhebers eben ſo gerecht, als weiſe die erſten Maßregeln deſſelben, geweſen, für die Geſchichte des europäiſchen Colonialſyſtems von unzuberechnenden Folgen geworden ſeyn würde.

Die verlaſſenen Pflanzungen der Franzoſen wurden nunmehr von den Portugieſen in Beſitz genommen. In Rio-Janeiro, bisher unter dem Namen St. Sebaſtian bekannt, ſchlug Correa de Sà ſeine Reſidenz auf, und befleckte gleich die erſten Jahre ſeiner Statthalterſchaft durch die feige Hinrichtung des Jean Boles, eines zurückgebliebenen, durch Geiſt und Kenntniſſe ausgezeichneten Calviniſten, und zwar geſchah dieſer Mord erſt, nachdem man den Unglücklichen lange vorher im Gefängniſſe herumgeſchleppt hatte.

Die Jeſuiten, von Zeit zu Zeit nur die Pauliſten, ihre Nachbarn und Nebenbuhler, in ehrgeizigen Plänen durchkreuzt, waren ſofort diejenigen, welche am genaueſten den unermeſſe-

nen Reichthum einſahen, den das Land Braſilien in ſich verſchloß. Sie verſtanden ihn auch beſſer, als der Hof ſelbſt zu benutzen, und, indem ſie alles für dieſen letztern allein zu thun ſich die Miene gaben, arbeiteten ſie redlich für ihren Orden. Verſchiedene, bisher noch unbeſiegte Männer wurden, beſonders durch ihre miſſionariſchen Künſte, zu Paaren getrieben. In dieſe Zeit (1570), fällt daher auch der Anfang ihrer theokratiſchen Republik, mit der ſie ſeit längerer Zeit ſchwanger gingen. Die meiſten Projekte gediehen trefflich; deſto unglücklicher aber war die Miſſion von neun und ſechzig Jeſuiten aus Liſſabon, welche mit einer ſehr anſehnlichen Flotille nach Braſilien ſteuerten, voll Sehnſucht, neue Seelen und Länder zu gewinnen. Sie fielen einem der wüthendſten calviniſtiſchen Parteigänger, dem normänniſchen Korſaren Jacques Sores in die Hände, welcher, tief empört durch das ſchauervolle Schickſal ſeiner Glaubensgenoſſen in Frankreich, allen Katholiken Rache und Tod geſchworen. Sie wurden, bis auf einen Einzigen, welcher die düſtere Mähr nach Rio = Janeiro überbringen ſollte, getödtet. Der neue Statthalter, Luis de Vasconcellos ſelbſt, welcher Mem de Sà abzulöſen gekommen war, fand ſein Grab in den Wellen.

Bald nach dieſer Begebenheit ſtarben beide Hauptmänner der Colonie, der Jeſuit Nobrega und Mem de Sà, beinahe zu gleicher Zeit. In Charakter und Richtung waren ſie von einander weſentlich unterſchieden; und während der geiſtvolle Prieſter blutige Eroberung ſanftpflegender Kultur, gegen den Beruf ſeines Amtes, vorzog,

ſuchte der Staatsmann und Feldherr, auf beſonnenern Wegen der Verwaltung die neugewonnenen Länderſtriche und ihre Bewohner dem Mutterlande ſo nutzbar, als möglich, zu machen (1571).

Siebentes Kapitel.

Des Landes Braſilien Eintheilung in zwei Oberſtatthalterſchaften.

Mit dem Hinſcheiden König Dom João's III. gingen viele Hoffnungen für Braſilien wiederum zu Grabe. Die vormundſchaftliche Regierung Dom Sebaſtião's beſchäftigte ſich meiſtentheils mit Planen zur Erreichung eigennütziger Privatzwecke Einzelner mehr, als mit dem Ruhm und dem Vortheil der portugieſiſchen Nation. Statt der Eingebornen in einem bereits erworbenen Lande ſich zu verſichern und der überaus wichtigen Colonie nach Kräften zu pflegen, verſplitterte man die Nationalkraft in unnützen Unternehmungen, wie z. B. dem unglücklichen Mohrenzuge, welcher Portugal ſo unheilbare Wunden gebracht hat.

In der Regierung Braſiliens ſelbſt wurden um dieſe Zeit bedeutende Veränderungen vorgenommen. Da eines einzigen Mannes Wirkſamkeit für einen ſo ungeheuern Länderſtrich unzureichend ſchien, theilte man die Oberſtatthalterſchaft zwiſchen Zweien, und die Colonie ſelbſt

in Nord und Süd ein. Der Laplataſtrom bildete die Gränze. Das Generalcapitanitat über den erſtern erhielt D. Luis de Britto, das über den letztern D. Antonio Salema. (1572). Rio-Janeiro und San Salvador waren die beiden Hauptſtädte.

Bald nach dieſer Verfügung des Hofes und nach Ankunft des Doctors Salema zu Rio-Janeiro, wurde die Ausrottung der zwei mächtigſten eingebornen Völkerſchaften, der Tamoyo's und der Tupinambas, beſchloſſen. Ihre Verbindungen mit den Franzoſen und die daraus immer noch drohenden Gefahren beſtimmten dieſen grauſamen Entſchluß. Er wurde durch den niederträchtigen Verrath einiger franzöſiſchen Anführer unter den Tupinambas ſelbſt, in ſeiner Vollſtreckung erleichtert. Um das Leben zu retten, für welches ſie, nach einem, von dem portugieſiſchen Statthalter errungenen Vortheile, zitterten, ließen ſie Diejenigen, welche ſo arglos und beharrlich ſeither Gaſtfreundſchaft, Vertrauen und Beiſtand ihnen gewährt hatten, feigerweiſe im Stiche und machten von der angebotenen Amneſtie ſchimpflichen Gebrauch. Die Barbaren, wie man ſie im Gegenſatze zu Menſchen, die ſolches thaten, zu nennen beliebt, ſahen nunmehr dem an Künſten des Mordes ihnen weit überlegenen Feinde ſich rettungslos, und zwar durch ihre eigenen Freunde, preisgegeben. Ein furchtbares Blutbad begann unter ihnen: man zählte über 8 bis 10,000 Opfer europäiſcher Treuloſigkeit.

Nach dieſer Kataſtrophe entſchied ſich der Ueberreſt der beiden unglücklichen Nationen zur

Auswanderung von den Küſtengegenden nordwärts nach unbekannten Einöden. An ihrer Spitze ſtand ein ehrwürdiger und verſtändiger Greis Japy Quaſſu. Sie ſchieden voll Grimm und Verachtung im Herzen gegen der weißen Chriſten zweideutiges Geſchlecht (1573).

Nach vollbrachtem Blutwerke, widmete Salema ſein Augenmerk der Verbeſſerung des Ackerbaues. Erfahrne und kühne Männer unternahmen fernere Streif- und Entdeckungspartien ins Innere des Landes, ſowohl um für ihre Grauſamkeit neue Völkerſchaften, als Goldgruben für ihren Geiz aufzuſuchen. Die wichtigen Minas-Geraes wurden entdeckt und D. Sebaſtiao Fernandez Tourinho, drang über den Rio Doce bis zum Jiquithinouba vor, auf welchem er wiederum in's Meer gelangte. Die Reſultate ſeiner Fahrt ſchienen der Colonie die wichtigſten Vortheile zu verbürgen. Doch gewahrte man bald auch, wie ſehr der Ruf und die Berichte der Reiſenden in's Uebertriebene und Abenteuerliche gingen, und daß weder die Kryſtallberge in der Art, noch die Diamantengruben in der Zahl vorhanden waren, wie die geblendete Einbildungskraft oder die berechnende Erdichtung ſie vorgemahlt hatten. Um dieſe Zeit geſchah es, daß die zum Vortheil des Ganzen gemachte Anordnung in Betreff der Theilung des ſtatthalteriſchen Regimentes von Braſilien, durch den Hof zu Lisboa zurückgenommen und das Generalgubernium über die ganze Colonie neuerdings einem Einzigen übertragen wurde. Dieſer war D. Lourenço de Veiga, einer der letzten großen Männer, welche Portugal in dieſer Pe-

riode des Wendepunktes ſeines zweihundertjährigen Ruhmes aufzuweiſen hatte.

Die Tage des Unglücks brachen nun ein über das Reich Portugal. König Sebaſtians Niederlage und Verſchwinden in der Maurenſchlacht; die ſtürmiſche Regierung D. Antonio's; die Intriguen der Thronfolge; Spaniens Uſurpation. Der letzte Sturm erſt erfaßte auch die Colonie. Bis zum Untergange der portugieſiſchen Selbſtſtändigkeit war Braſilien fortwährend in dem alten Zuſtande geblieben.

Achtes Kapitel.

Des Landes Braſilien Schickſale unter ſpaniſchem Joche.

Nachdem Braſilien das Schickſal des Mutterlandes getheilt und dem Könige Don Felipo II. von Spanien gehuldigt hatte, wurde anfänglich in den Verwaltungsmaßregeln deſſelben manche Abweichung von dem herrſchenden politiſchen Syſteme zugegeben. Gegen die Franzoſen, welche, durch das frühere Unglück keineswegs abgeſchreckt, von Zeit zu Zeit ihre Unternehmungen wiederholten, ſchützte man ſich ſiegreich, und Flores de Valdes, da vorgerücktes Alter die geiſtigen Kräfte des Oberſtatthalters Baretto gelähmt, ließ ſie die in der Capitanerie Parahyba angerichteten Verwüſtungen durch eine blutige Niederlage theuer bezahlen (1583).

Weniger feindlich war man gegen die Engländer geſinnt. Obgleich Proteſtanten, waren ſie dennoch mit ihrem Handel der Colonie ſehr vortheilhaft und wichtig. Es herrſchte demnach eine Art froſtiger Freundſchaft und ſtillſchweigender Uebereinkunft, durch gemeinſames Intereſſe ſo lange aufrecht erhalten, bis der Fanatismus auch hier ſtörend dazwiſchen trat. Es kam nach und nach zu förmlichem Kampfe, deſſen Anfang jedoch von wenig erheblichen Reſultaten für irgend eine Partei begleitet wurde. Die Züge der Engländer, meiſt von gewinnſüchtigen Abenteurern geleitet, waren weniger in der Abſicht unternommen, bleibende Niederlaſſungen zu gründen, als in den vorgefundenen zu plündern und erlittene Beleidigungen zu rächen. Die berühmteſten Anführer dieſer Raubzüge waren Cavendish und Lancaſter. Letzterer brachte aus Pernambuko, deſſen ſämmtliche Oertlichkeiten ihm nur allzugut bekannt waren, nach gräulicher Verwüſtung des ſchönen Landes, unermeſſene Beute nach England heim (1591).

Schädlicher, als ſelbſt dieſe Angriffe brittiſcher Freibeuter ſoll die unzeitige Zurückhaltung des Königs von Spanien gegen einen Abkömmling Alvarez Correa's geweſen ſeyn. Gegen ein unbedeutendes Adelsdiplom, welches die Eitelkeit des Mannes gleichwohl begehrlich nachgeſucht, verhieß derſelbe die Entdeckung einer ungemein ergiebigen Silbergrube. Der Hof, welcher das Geheimniß für ſich zu benutzen ſuchte, ſchlug gleichwohl, unklug genug, dasjenige ab, was ſo leicht zu gewähren war und hundert Unwürdigern vor und nach nur allzufreigebig bewilligt worden

war. Der entrüſtete Bittſteller nahm, der Behauptung nach, ſein Geheimniß mit in's Grab, und alle ſpäter angeſtellten Verſuche, in den Beſitz des wichtigen Fundes zu kommen, waren vergeblich (1586).

Die Geſchichte der Statthalterſchaft D. Pedro Botelho's, welcher Francisco de Souſa erſetzt hatte, zeichnete ſich durch neue Thaten der Niederträchtigkeit und Grauſamkeit aus, wodurch die Portugieſen in den Verhältniſſen zu den Eingebornen ihren Namen brandmarkten. Der unerſättliche Durſt nach Gold und Schätzen gab zu mehrern neuen Streifzügen in's Innere Veranlaſſung (1602). Man ſtieß auf die Nation der Tapuya's, welche von der Meeresküſte durch die Vorfahren der Entdecker vertrieben, in den Gebirgen von Ipiapaba Zufluchtſtätten und Wohnungen gefunden hatten. Alsbald rüſtete man ſich zur Ausrottung der Unglücklichen. Vergebens leiteten einige erfahrne und muthige Franzoſen den Widerſtand derſelben; vergebens ward ein Vertrag unter Vermittlung jener Erſtern geſchloſſen und dem Reſte des Volkes Sicherheit, gegen Unterwerfung, eidlich verbürgt. Die Portugieſen vergaßen die heiligſten Schwüre und alle, welche mit den Waffen in der Hand gefunden worden, wurden ſchonungslos als Sklaven verkauft. Des Hofes zu Madrid vermittelnde Anordnungen beachtete man entweder gar nicht oder umging ſie liſtig; und die Jeſuiten halfen mit ihrer zudringlichen Bekehrungswuth die Leiden des verfolgten Geſchlechtes noch vermehren. Wehe daher jedem Miſſionär, welcher mit Katechismus

oder Roſenkranz verſehen, in der Niederlaſſung eines Tapuya's getroffen wurde; martervoller Tod war ſein Loos! Viele auch kamen in den Schauern der Wildniſſe und durch die Mühſale des Weges um.

Nach Vernichtung des gröſsten Theils der Tapuya's, kam die Reihe an die Pitagoares. Man gebrauchte zuerſt ihrer Dienſte gegen die Aymores; ſodann wurden auch ſie ſämmtlich zu Sklaven gemacht. Letztgenannte Nation allein flöſste fortwährend den Europäern Achtung und Furcht ein. Sie ſtörte durch ihre wilden Angriffe und Raubzüge alle Sicherheit der Colonie zwiſchen San Salvador und Rio-Janeiro. Man trachtete auf alle Weiſe durch Vergleich und Liſt ſie der Kultur zu gewinnen, nachdem ihre Ausrottung durch Gewalt nicht ſo leicht möglich geweſen war. Die Ueberredungskünſte einer Frau aus der Mitte der Nation, welche in ihrer Gefangenſchaft von den Portugieſen ſehr milde behandelt worden war, und die frommen Lehren des Jeſuiten Rodriguez führten zum gewünſchten Ziele. Der Grund zu einer geſellſchaftlichen Ordnung, im Sinne der Europäer, wurde gelegt, und die Eingebornen ſchienen Behagen an dem neuen Zuſtand der Dinge zu finden, als anſteckende Seuchen plötzlich den Neubekehrten ſich mittheilten und einen groſsen Theil der Nation dahin rafften. Die Uebriggebliebenen kehrten, ſcheu vor den Europäern, ihrem Gotte und ihrer Kultur, voll unüberwindlicher Sehnſucht in die verlaſſenen Wälder zurück. Die Botocudos, wie oben ſchon bemerkt wurde, ſind die Enkel

dieſer Aymores und erregen durch ihre Schickſale in der That bei jedem Forſcher braſiliſcher Geſchichten großes Intereſſe (1603).

Neuntes Kapitel.

Der Franzoſen erneuerte Verſuche auf Braſilien.

Bei weitem der größere Theil der Küſten Braſiliens gehorchte allmählig den Portugieſen. Dennoch fanden ſich, und zwar auf derjenigen Seite, welche von der Aequinoktial-Linie am weiteſten entfernt iſt, ſehr fruchtbare Theile, die ihr Fuß noch immer nicht berührt hatte, auch auf dieſe und die ungemeinen, aus ihrem Beſitz entſpringenden Vortheile, mußten zuerſt die Franzoſen ſie aufmerkſam machen. Eine Abtheilung abenteuernder Pflanzer aus der Mitte dieſer Nation fand auf der Inſel Maranham einen Theil der noch geretteten Tupinambas, ihrer alten Verbündeten wieder. Der Reſt dieſes unglücklichen Volkes war nach der großen Kataſtrophe, die es erlitten, nach den Gegenden am Amazonenfluß gezogen.

Jene Inſel, welche 12 — 15 Meilen in das Feſtland ſich hineinzieht und von demſelben durch zwei Flüſſe getrennt iſt, gewährte die vortheilhafteſte Lage gegen äußern Angriff, und, ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen, zugleich die ſegensreichſten Hoffnungen für ihren Anbau. Die Einverſtändniſſe, welche man mit den Ein-

gebornen insgeheim anknüpfte, ſchienen das Unternehmen bedeutend zu erleichtern. Die franzöſiſche Regierung gab übrigens zu demſelben keinen weitern Beiſtand, als unbedingte Ermächtigung, alles das zu thun, was ſie niemals hätte verhindern können.

Die Herren de la Ravardière, de Raſilly und de Harley ſtanden an der Spitze des Zuges. Einige Kapuziner begleiteten ihn, damit das Ganze das Anſehen eines Bekehrungszuges, im Intereſſe des katholiſchen Glaubens, erhalte. Mehrere der Anführer und der übrigen Pflanzer jedoch, gehörten dem reformirten Bekenntniß an. Gleichviel. Man verhieß und beobachtete unter ſich wechſelſeitige Duldung. Der erſte Gott der Welt, der Eigennutz, hielt dies Verhältniß in der That aufrecht, und die Niederlaſſung wurde eben ſo friedlich begründet, als die Fahrt vor ſich gegangen war. Ein Fort erhob ſich, die neue Colonie zu ſchützen. Die Bande der Freundſchaft mit den Eingebornen wurden feſt geknüpft; und als der Bedürfniſſe des kleinen Gemeinweſens allmählig mehrere und dringendere geworden, beſchloß man Raſilly nach Europa, zu Erwerbung neuer Hülfe zurückzuſchicken, während La Ravardière die Leitung der Angelegenheiten des Innern beibehielt (1612).

Derſelbe wendete Zeit und Amt auf das Zweckmäßigſte und Tüchtigſte an. Aber die Portugieſen kamen der jugendlichen Pflanzung bald wieder auf die Spur und rüſteten ſich, die drohende Gefahr mit Macht abzuwenden. D. Jeronymo de Albuquerque, ein Nachkömm-

ling des großen Eroberers von Oſtindien, hatte nämlich den Oberbefehl über eine Expedition erhalten, welche die noch unbekannten Nordgegenden in Augenſchein zu nehmen, beauftragt war. Kaum hatte man einen Theil dieſes Zweckes erreicht und das Hauptaugenmerk auf Para gerichtet; als die Niederlaſſung der Franzoſen und ihr Verhältniß zu den Tupinambas bekannter, und die Portugieſen mit großen Beſorgniſſen erfüllt wurden (1613). Die Eroberung von Maranham ſchien ſomit das nächſte und wichtigſte Ziel ihrer ganzen Thätigkeit, bevor der Feind an Kräften gewinne.

La Ravardière leiſtete muthigen Widerſtand; aber ſein Herz wurde dennoch durch geheime Nachrichten von des Pariſer Hofes Undank gegen ihn, (den Hugenotten) und der nahen Ankunft ſeines Nachfolgers in der Oberbefehlshaberſtelle gebrochen. Er bot dem portugieſiſchen Anführer, welcher eben ſo ſehr durch Hungersnoth in ſeinem kleinen Lager, als durch der Franzoſen mörderiſche Ausfälle gelitten hatte, mit vielem Edelmuth einen Waffenſtillſtand an. Im Verlaufe deſſelben kamen D. Albuquerque Verſtärkungen zu. Dieſer ſetzte nun härtere Bedingungen des Friedens, als er früher wohl bewilligt. Deſſen ungeachtet wurde eine Uebereinkunft geſchloſſen. Einzelnen Franzoſen geſtattete man auch ferner Wohnſitze im Lande, gegen Bürgſchaft für ihr Wohlverhalten. Die übrigen ſchifften ſich nach der Heimath ein.

Ungefähr zwei Jahre darauf wurde durch Caldeira die Stadt Belem erbaut und eine bisher vernachläſſigte Seite des Landes eifrig an-

gebaut. Sie erregte das Augenmerk der induſtriöſen Holländer. Bald richtete ſich ein Hauptzweig ihres Handels dahin und ſie verſuchten, durch das Beiſpiel der Franzoſen keineswegs abgeſchreckt, ebenfalls eine Niederlaſſung. Allein die Portugieſen gedachten, den noch gefährlichern Gegner, als jene, noch weniger aufkommen zu laſſen. Sie fielen mit Uebermacht über ſie her, zerſtörten ihr Geſchütz und zwangen die kleine Colonie zur Einſchiffung (1616).

Ueberaus traurig war während und nach dieſen Ereigniſſen das Loos der Eingebornen. Jederzeit geriethen ſie zwiſchen zwei Feuer, und Freund- und Feindſchaft mit der einen und der andern Partei, gerieth meiſt ihnen zum größten Verderben. Auf jegliche Weiſe verrathen, minderte ſich von Jahr zu Jahr ihre Zahl, durch verrätheriſche Ueberfälle nicht minder, als durch offene Kämpfe.

Aber auch die Europäer auf Maranham empfanden lange keinen Segen mehr in ihren Dingen. Der Parteihaß und der Eigennutz entfachten unter ihnen ſelbſt die Glut der Zwietracht und bürgerlichen Krieges. Der Hof fand ſich deshalb, zu Rettung des Ganzen, in die Nothwendigkeit verſetzt, aus Maranham einen von Braſilien unabhängigen Staat zu ſchaffen *). Derſelbe erhielt D. Francisco Coelho de Carvalho, als erſten Statthalter (1624).

Aber nun fodern die wichtigen Ereigniſſe, welche in Folge des bereits erfolgten Ueberzugs

*) Eſtado do Maranham

von Braſilien durch die Holländer, ſich ergeben, zu ausführlicherer Schilderung der Details uns auf, als bei den meiſten der bisher erzählten Vorfälle uns nöthig geſchienen. Ein blutiger Kampf, welcher Spanien und Portugal mit dem völligen Verluſte der koſtbaren Colonie bedroht, entwickelt ſich auf dieſer Seite der neuen Welt, als eine der großen Schwingungen des unſterblichen Freiheitskrieges der Niederländer, welcher ſo viele weltgeſchichtliche Veränderungen bewirkt hat.

Zehntes Kapitel.

Der Holländer Einbruch in Braſilien.

Wir haben ſo eben des vorläufigen Verſuches einer kleinen Zahl von Holländern gedacht, auf Braſilien eine Niederlaſſung zu gründen, ſo wie des ſchnellen Rückzuges derſelben vor der Uebermacht, die ihnen Vernichtung drohte. Der Plan wurde bald wiederum von dem gleich induſtriöſen als kampfluſtigen Volke aufgegriffen, und das bisher Geſchehene war daher blos als Erkundung des Terrains anzuſehen.

Die Gefreitheiten der kräftig heranblühenden oſtindiſchen Compagnie wurden von den Generalſtaaten anſehnlich gemehrt und eben ſo auch die Streitkräfte zu Land und zur See. So erhielten ſie noch im Jahr 1622 neuerdings drei große, mit 600 Soldaten bemannte Schiffe,

auf welche die Republik nicht geringe Hoffnungen baute.

Der Kriegsplan der holländiſchen Compagnie war gleich im Anfang ihres Entſtehens ein dreifacher geworden. Einerſeits ſollten die Portugieſen aus Braſilien getrieben werden; auf einer andern Seite wollte man den Spaniern die Goldminen Peru's entreißen; und auf einer dritten, an der portugieſiſchen wie an der gallizischen Küſte eine Landung unternehmen. Die Ausführung des erſten Planes wurde dem Capitän Willekens, die des zweiten Jacques l'Hermite, die des dritten aber Leonard Frantzen übertragen.

Im Jahr 1624 kreuzte der tapfere Willekens bereits an den braſiliſchen Küſten, nicht ohne vorher allerlei Einverſtändniſſe mit einem Theil der Einwohner gepflogen zu haben. Das Handels-Intereſſe war um dieſe Zeit das vorherrſchende in der Colonie. Ihm huldigten nicht nur Große und Kaufleute, die Eigenthümer großer Beſitzungen, ſondern auch Prieſter und Soldaten. Kein Wunder, wenn daher der Nationalſtolz und der Glaubenshaß bei dem Gedanken größeren Vortheiles im Verkehr mit den proteſtantiſchen Republikanern über vieles ſich beruhigten; überdies mochte der Haß gegen die kühnen und gewerbſamen Niederländer kaum ſtärker ſeyn, als der gegen die Unterdrücker der Nationalunabhängigkeit, gegen die ſtolzen und raubgierigen Spanier.

Als demnach Willekens in der Bucht Allerheiligen erſchien, beeilten ſich die Bewohner mehr, ihre beſten Sachen zu verbergen, als zu mann-

hafter Vertheidigung ſich zu rüſten. Bald ergab ſich die große und reiche Stadt San Salvador, damals der Sitz eines Parlamentes und eines Erzbiſchofs. — Willekens fand die Thore offen und die Portugieſen größtentheils ausgezogen. Die benachbarten Forts warteten keine Belagerung erſt ab, ſondern ahmten dies Beiſpiel von Feigheit nach. Man ſendete den Vicekönig Dom Diego de Mendoza und ſeinen Sohn gefangen nach Holland. Die Kaufmannsgüter wurden jetzt ſorgfältig geſondert, um der Compagnie genaue Rechnung davon geben zu können. Darauf überließ Willekens die Stadt der Plünderung, zur Entſchädigung für ſeine Soldaten. Van Dort wurde zum Befehlshaber des Platzes ernannt. Nicht lange, ſo glückte es ihm, acht ſpaniſche Schiffe zu kapern, die noch im Hafen ſich befanden; die ganze Mannſchaft wurde durch einen kühnen Streich mitgefangen genommen. Während der Vicekönig eine beiſpielloſe Schlaffheit an den Tag gegeben, hatte der Erzbiſchof, D. Miguel Texeira, an der Spitze ſeines Kapitels, deſto energiſcher ſich erzeigt. Als aber von ihm wider die Macht der Umſtände nutzlos angekämpft worden war, zog er ſich mit ſeinen Getreuen in guter Ordnung in ein benachbartes Fort zurück und beunruhigte von demſelben aus die Holländer noch ſehr oft. Dieſelben hatten jedoch unermeßliche Beute gemacht, und binnen kurzer Zeit fiel die ganze Capitanerie und die Provinz, ſomit der bevölkertſte und größte Theil der Geſammtcolonie, in ihre Gewalt.

Die Nachricht von dem ungeheuern Verluſte war für alle Portugieſen ein wahrer Donner=

ſchlag, und wurde durchgängig auf das ſchmerzlichſte empfunden. Man klagte laut die treuloſe Politik der ſpaniſchen Miniſter an, welche dem Feinde den Gewinn ſo leicht gemacht; und man war überzeugt, daß das Cabinet von Madrid halb und halb ſogar Vergnügen über das Ereigniß empfinde. Der Beſitz großer Reichthümer hielt das Nationalgefühl in den unterdrückten Portugieſen immer noch einigermaßen aufrecht. Die gänzliche Verarmung erſt ſicherte Spanien die moraliſche Unterwerfung der Luſitanen. Zu dieſem Ziele, glaubten ſie, würde nun ohne Zweifel die Einbuße des beſſern Theils der amerikaniſchen Colonie, und der großen und vielen Beſitzthümer darin, führen, und ſo tröſtete ſich die politiſche Machiavelliſtik gar bald über den Triumph des Todfeindes, ſo ſchmerzhaft der ſpaniſchen Hoffarth immerhin ein ſolcher Hauptſchlag ſeyn mußte, da jede Trophäe dieſer Art auch zugleich die Macht und das Anſehen der bataviſchen Republik in der öffentlichen Meinung befeſtigte.

Der König war jedoch von ganz andern Gefühlen bewegt, als ſeine Miniſter. Eigenhändig ſchrieb er an viele Granden Portugals, beſonders an diejenigen, welche bei der Sache am meiſten eingebüßt. Er tröſtete ſie freundlich und ſuchte ihren Muth und ihre Hoffnungen beſtmöglichſt aufzurichten. Es war eines der wenigen Male, daß er als Vater mehr, denn als König zu ſeinen Unterthanen redete. Das Benehmen und die Kunſtgriffe der Miniſter ſchienen freilich alle dieſe Aeußerungen zarter Sorge bald wieder unnütz zu machen. Doch erwachte, angeregt durch ſie, in den Portugieſen eine Art Neigung zu ih-

rem Herrn, und der Gedanke kräftigen Widerſtandes ſowohl gegen die fernern Unternehmungen ihrer Feinde, als auch des Kampfes für Wiedergewinnung des Entriſſenen. Es wurde nun zur Ehrenſache für Alle. Man rüſtete alſo eine Flotte von 26 Schiffen aus, zu welcher der ganze Adel, je nach Kräften, beitrug. Die Einen ſchoſſen Geld her, die Andern warben Truppen auf ihre Rechnung. Sämmtliche beinahe begehrten in Perſon zu dienen.

Mit den Portugieſen ſchienen die Caſtilianer ehrenvoll zu wetteifern. In den ſpaniſchen Häfen wurde, gleichfalls eine Flotte auf Koſten von Privaten, ausgerüſtet, und ſie ſollte zu jener der Erſtern ſtoßen. Wäre die Leitung der Dinge mit aufrichtigem Herzen, von Seite des madrider Cabinetes, geſchehen, ſo würde vielleicht der Erfolg des Kampfes der Holländer gegen die beiden vereinigten Gegner, nicht zweifelhaft geweſen ſeyn. Allein den Miniſtern war es keineswegs mit der Heerfahrt recht Ernſt; und den ausdrücklichen Wünſchen und Befehlen des Königs entgegen, konnte erſt im Februar des folgenden Jahres (1625) die caſtiliſche Flotte das Meer halten. Da endlich, nachdem die koſtbarſte Zeit verſtrichen, ſtießen beider Nationen Seekräfte zuſammen und D. F. de Toledo Ozorio, Marquis von Valdueſa, erhielt über ſie den Oberbefehl.

Die Flotten waren mit 13 — 15000 Soldaten und Matroſen bemannt, und mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf jeder Art verſehen. Nach einer glücklichen und ungeſtörten Fahrt, gelangten ſie in die Bucht Allerheiligen.

Die Holländer litten bereits in ihrer neuen Colonie an allem Mangel, überdies ſetzte ihnen der Erzbiſchof von San Salvador, dem ohngefähr 1500 Mann zu Gebote ſtanden, durch viele einzelne mörderiſche Angriffe überaus zu. Dieſer Prälat hatte über den Beſchäftigungen des Krieges diejenigen ſeines urſprünglichen Berufes gänzlich vergeſſen, und hatte durch die mannhafte Beharrlichkeit, womit er die gefährdeten Intereſſen ſeines Vaterlandes verfocht, allerdings Anſprüche auf die Dankbarkeit deſſelben ſich erworben. Er hieb mehr als eine Streifpartei der Holländer in Stücke, vernagelte oder nahm ihnen Geſchütz, ſchnitt ihnen die Lebensmittel ab und blokirte ſie ſogar zuletzt in St. Salvador, auf ſolche Weiſe, daß ſie bereits an Abzug dachten.

Leider ſtarb dieſer thätige und energiſche Mann nun plötzlich, und die oberſte Leitung der Angelegenheiten kam in die Hände eines gewiſſen Nunnez Marino, und dieſe Stelle wurde von Francisco de Moura eingenommen. Beide ſuchten, ſoviel möglich, im Geiſte Texeira's und gemäß den, ihnen noch auf dem Todbette gegebenen Vollmachten, zu handeln. Unter dieſen Umſtänden erſchien die vereinigte Flotte im Hafen von San Salvador.

Der Schrecken, welcher die Holländer beim Anblick der portugieſiſch-ſpaniſchen Wimpel überfiel, war eben ſo groß, als der Jubel der Portugieſen. Alsbald wurden an die 4000 Soldaten ausgeſchifft und unter den Befehl des D. Manoel de Maneſes geſtellt.

Die Holländer, ohnehin gegen überlegene

Streitkräfte zu ſchwach, wurden durch Zwietracht und Verwirrung über die zu ergreifenden Maßregeln, in ihrer verhängnißvollen Lage noch wehrloſer. Der Rathſchlag der Entſchiedenern, bis zum letzten Manne ſich zu vertheidigen, fand nicht den Beifall der Mehrzahl, und man beſchloß dem zufolge, den Platz an die Belagerer zu übergeben. Die Sieger, zufrieden mit dieſer Trophäe, ſtachen alsbald wieder in die See, das glückliche Ergebniß ihrer Anſtrengungen ihrem Vaterlande ſelbſt zu bringen. Die Rückkehr war jedoch eben ſo verhängnißvoll, als die Hinfahrt glücklich geweſen. Nachdem ſie längere Zeit mit widerwärtigen Winden gekämpft, zerſtörte ein wilder Sturm den einen Theil der Flotte; der andere kam, übel genug zugerichtet, nach mannichfacher Drangſal in portugieſiſchen und ſpaniſchen Häfen an.

Von nicht ſo glänzendem Erfolg, als Willekens Anſtrengungen, waren die ſeines Gefährten, des L'Hermite, gegen Peru geweſen. Er mußte unverrichteter Dinge, nachdem er, zumal des Beiſtandes der Indianer gewiß, bereits dem Ziele nahe geweſen war, in Folge unkluger Zeitverſäumniß, von Callao de Lima wieder ablaſſen, und trat, über Oſtindien, den Rückweg nach Holland an.

Eilftes Kapitel.

Die fernern Begebniſſe in Braſilien zwiſchen Portugieſen und Holländern, bis zur Ankunft des Prinzen Johann Moritz von Oranien.

Das Mißlingen des einen Angriffs, und die ſchlimme Wendung der anfangs ſo glücklichen Unternehmung auf Braſilien ſchlug den Muth der weſtindiſch-holländiſchen Compagnie nicht darnieder, ſondern erhöhete ihn vielmehr. Neue Rüſtungen fanden ſtatt; den Spaniern ward auf dem Feſtlande aller erdenkliche Schaden zugefügt; in Braſilien ſelbſt ging eine Capitänſchaft nach der andern an ſie über, und es herrſcht kein Zweifel, daß die Compagnie Meiſter des Ganzen geworden wäre, ohne den unzeitigen Geiz mehrerer ihrer Directoren. Dieſer brachte den Saamen der Zwietracht unter die Holländer.

Die Portugieſen benutzten die Fehler ihrer Feinde beſonders und verſtärkten ihre Kriegs- und Seemacht in dieſen Gegenden nach Kräften. Umſonſt ſandte die Compagnie ebenfalls von Zeit zu Zeit Verſtärkungen und erhielt hiezu anſehnliche Summen von der Republik. Die Portugieſen richteten viele Schiffe hinter einander zu Grunde und vertrieben die Holländer aus einem Punkte

nach dem andern. Aber das Kriegsglück im Allgemeinen lächelte dennoch den Portugieſen nicht.

Sie, ſo wie die Spanier, hatten auch mit Englands neuaufkeimender Größe zu kämpfen. Dieſes freiheitſtolze, vom Geiſte ſeiner Eliſabeth bewegte und für einen Glauben, den man im Süden mit Erfolg unterdrückt, im Norden blutig bekämpft hatte, mit kluggeleitetem Fanatismus ſtreitende, Inſelvolk brachte den Waffen D. Philipps eine Schlappe nach der andern bei. Die Armaden wurden zerſtört und auch die Portugieſen in ihr Unglück mit verwickelt. Eine große Flotte, welche ungeheure Summen verſchlungen und nach Indien ausgelaufen war, litt an franzöſiſchen Küſten grauenvollen Schiffbruch.

Die Holländer machten dieſe Drangſale ſich zu Gewinn, und in den Hafen von Lisboa, Coruña und Cadiz ſelbſt wurden reich befrachtete Kaufmannsſchiffe durch ſie gekapert. Dieſe Vortheile gaben der Republik neue Begeiſterung, und der Compagnie neue Hoffnungen zur Wiedereroberung von ganz Braſilien. Sie verdoppelten ihre Anſtrengungen.

Es war im Jahr 1627, daß ihr berühmter Seeheld, Peter Hein, Admiral der oſtindiſchen Compagnie, die ganze Kauffahrteiflotte angriff und eroberte, welche aus Braſilien gekommen war. Der ungeheure Vorrath von Zucker, den man darauf fand, wurde um die niedrigſten Preiſe in den Vereinigten Staaten losgeſchlagen. Dieſer Vorfall beſtimmte, den Admiral mit einer beträchtlichen Flotte nach Amerika abzuſenden. Unterwegs verwüſtete er noch die portugieſiſchen Küſten auf das fürchterlichſte. Darauf

ſchlug er die Richtung nach den Floridas ein, nahm unterwegs die reiche ſpaniſche Silberflotte, mit einem Werth von 14,600,000 Franken, und errang noch allerlei andere beträchtliche Vortheile.

Die Portugieſen inzwiſchen verfolgte allenthalben ihr böſer Stern. Mit dem Verluſte der Nationalunabhängigkeit war der beſte Theil ihrer Kräfte von ihnen gewichen. Das verhaßte Verhältniß zu Spanien trat den beſten Unternehmungen meiſt hinderlich in den Weg.

Die Compagnie richtete ihr Augenmerk von Neuem auf Braſilien. Der Admiral Henrik Loneke lichtete im Jahr 1629 mit 27 gut ausgerüſteten Kriegsſchiffen in Holland die Anker. Auf dem Wege ſtießen noch andere Fahrzeuge der Compagnie zu ihm, und an der braſiliſchen Küſte ſelbſt das Geſchwader des Obriſten Wardenburg. An der Spitze einer Flotte von 56 Kriegsſchiffen nunmehr kreuzte er auf der Rhede von Pernambuk, der wichtigſten in ganz Braſilien. Bald darauf bewerkſtelligte er die Landung von 3200 Mann. Die Stadt Olinda wurde mit Sturm genommen, und nach drei Gefechten mit Portugieſen und Braſiliern fielen auch die drei wichtigen Forts in ſeine Gewalt, nicht ohne daß er großen Verluſt an Menſchen erlitten, indem die Beſatzungen mit der ganzen alten Tapferkeit ihrer Nation ſich vertheidigt hatten.

Loneke verſäumte keinen Augenblick, ſondern ſuchte ſeine Feinde von allen Seiten in die Enge zu treiben, und ſämmtlicher haltbaren Plätze noch in dieſem Feldzuge ſich zu bemeiſtern, damit die Eroberung des Landes vollſtändig und geſichert würde. So nahm er auch Recif, ſüdlich von

Olinda; eben ſo auch St. Georg, auf der langen Erdſpitze, welche den Zugang zu dieſem Theil des Landes bildete. Ueberall wurden hinreichende Beſatzungen eingelegt, überall die eroberten Forts noch mehr befeſtigt. Binnen kurzer Zeit war Recif ein bedeutender Waffenplatz.

Die Portugieſen waren um dieſe Zeit von wahrer Verzweiflung ergriffen. Sie klagten wiederholt die ſpaniſchen Miniſter böswilliger Säumniß an. Sie thaten, was nur in den Kräften der erſchöpften Nation ſtand, um abermals ein Heer und eine Flotte zum Wiedergewinne Braſiliens aufzutreiben. In der That ſah man beide binnen kurzer Zeit auf das Beſte gerüſtet. Der Nationalſtolz, die letzte auflodernde Flamme von alt=luſitaniſcher Begeiſterung, die Nothwehr und der Eigennutz beflügelten alle Anſtalten und Maßregeln. Die Miniſter des Königs, dadurch beſchämt, wollten auch nicht länger zurückſtehen. So ſah man denn ebenfalls eine ſpaniſche Flotte bald ſegelfertig und es ſtieß dieſelbe zu jener der Portugieſen. An die Spitze der neuen Armada kam der Admiral d'Oquendo. An Offizieren, Soldaten, Matroſen und Lebensmitteln litt ſie in keinem Betrachte Mangel. Dennoch ſtellten ſich ſchon frühe unglückverkündende Vorzeichen ein. Von 6000 Kriegern wurden, in dem Zeitraum eines Monats, über 2000 von böslichen Seuchen ergriffen und dahingerafft; die ſie Ueberlebenden aber riſſen beinahe ſämmtlich aus. Mit vieler Mühe nur, und durch reiche Verheißungen konnte man letztere zur Wiederkehr bewegen, und ſo lichtete denn endlich die Expedition, beſtehend aus 30 Kriegsſchiffen, die Anker.

D'Oquendo ſteuerte den Canarien zu, und verſtärkte ſich dort noch mit 15 Kriegsſchiffen; am Cabo verte zählte die Flotte nunmehr an die 54 Segel. In der Nähe der Canarias ſtieß er auf Admiral Pater, welcher, obgleich nicht mehr denn 16 Schiffe befehligend, gleichwohl raſtlos ihn ſuchte. Der Anblick der ſo überaus zahlreichen feindlichen Seemacht flößte einem Theil der Seinigen Schrecken und Furcht ein. Zehn Schiffe verließen ihn feigerweiſe. Nichts deſto weniger beſchloß Pater, nachdem Bitten und Drohungen nichts über die niedrigen Seelen vermocht, einen Angriff auf die Uebermacht. Mit Löwenmuthe kämpfte er gegen ſeine Feinde und bohrte ihnen über 13 große Schiffe in den Grund. Der Sieg war ſo gut, als für ihn erfochten; aber das Schickſal hatte es dennoch anders gefügt. Das Admiralſchiff, von allen Seiten zerſchoſſen und durchlöchert, ſank mit dem Herrlichen und ſeinen Getreuen, ſelbſt nun zu Grunde. Von den 6 Schiffen aber, die mit ihm den ungleichen Kampf eingegangen, gelang es vieren, von den Portugieſen und Spaniern ſich loszumachen und ein erobertes feindliches ſogar, als Zeugen ihrer bewieſenen Tapferkeit mit ſich fortführend, in beſter Ordnung, glücklich nach Olinda zurückzuſegeln.

Der portugieſiſch-ſpaniſche Admiral, nicht ohne Bewunderung ſolcher Größe, verfolgte ſie von fern und kreuzte ſonach an den Küſten von Paraiba. Darauf ſchien er, durch irgend ein tüchtiges Unternehmen ſeine Kriegsehre, die nicht wenig durch das letzte Ereigniß gelitten, wieder herſtellen zu wollen. Nachdem er deshalb 1200

Mann, zur Hut dieſer Gegenden, ausgeſchifft und für die Sicherheit des St. Francisco, der Capitänſchaft Segeripe und jene der Allerheiligenbucht Sorge getragen, glaubte man, er würde unverweilt die Belagerung von Olinda erneuern, vor welchem der wackere D. Matthias de Albuquerque, ebenfalls ein Sprößling der berühmten Heldenfamilie, und dermal zum Oberbefehlshaber der Expeditions-Armee ernannt, fruchtlos ſich verſucht hatte. Allein der Admiral, ſey es aus Feigheit, oder gemäß geheimen Vollmachten, ſtieg alsbald wieder an Bord, lichtete die Anker und ſchlug den Heimweg nach Lisboa ein. Unglücklicherweiſe jedoch begegnete er auf demſelben einer holländiſchen Flotte, ward mit derſelben in ein Treffen verwickelt und verlor in demſelben, außer dem Viceadmiral und trefflicher Mannſchaft, einen Theil ſeiner Schiffe, welche in den Grund gebohrt wurden. Darüber entſtand neue Trauer und Verzweiflung in ſeinem Vaterlande und neuer Muth und Entſchluß der Feinde, Aehnliches mehr zu wagen und im Beſitze Braſiliens ſich zu behaupten.

Aber auch das Unglück dieſes Feldzugs ſchlug die Hoffnungen der patriotiſchen Portugieſen nicht ganz darnieder. Sie wendeten ſich mit neuen Vorſtellungen an die Miniſter, und nöthigten ſie zu neuen energiſchen Maßregeln, zu einer dritten Armada, welche wiederholt ungeheure Summen koſtete. Im Jahr 1632 ſah man die neue Flotte ausgerüſtet, und D. Toledo wurde mit dem Oberbefehl bekleidet. Leider richtete auch dieſer nicht viel mehr aus, als ſein Vorgänger D'Oquendo. Ein Hauptumſtand, welcher die Portugieſen und Spanier um jene Zeit meiſt,

den Holländern gegenüber, in Nachtheil ſetzte, war die beſſere Beſchaffenheit der Schiffe der Letzteren, ſo wie auch die größere Gewandtheit der Matroſen. Ueberdies bewegte ſich in der niederländiſchen Nation und in allem, was von ihr ausging, ein trotziger Geiſt der Freiheit und ein ſiegreiches Gefühl ihres hohen geſchichtlichen Werthes, während die Portugieſen bei aller noch inwohnenden Tapferkeit, dennoch durch das ſpaniſche Joch von Jahr zu Jahr an der alten moraliſchen Kraft einbüßten. Die Republik befand ſich in den Tagen ihrer Jugend und jeder neue Kampf mehrte nur Stärke und Reichthum, während bei den iberiſchen Völkern jede Fortſetzung des ſo lange beſtandenen Krieges die finanziellen Kräfte täglich mehr aufzehrte.

Die weſtindiſche Compagnie bot alles auf, ihre Abſichten auf Braſilien, nach ſo manchen glorreichen Erfolgen, bleibend durchzuſetzen. Sie baute neue Schiffe; ſie rekrutirte friſche Matroſen und Soldaten. Jedes Jahr erſchien ſo eine neue Flotte in der See, und die Priſen die ſie gewann, erſetzten ſchnell auch den koſtſpieligſten Aufwand wieder. In drei Feldzügen, die ſie nunmehr gegen Braſilien abermals eröffnete, wurde beinahe das ganze Land von den Holländern überſchwemmt. Die Eroberung der Capitänſchaften von Tamaraca, (ein Gebiet von 80 Meilen entlang der Küſte) von Paraiba und Rio-Grande, waren die glänzenden Ergebniſſe derſelben.

Zwölftes Kapitel.

Der Prinz Johann Moritz von Oranien in Braſilien, und die Ereigniſſe bis zur portugieſiſchen Thronrevolution.

Eine wichtige Periode begann nun überdies bald nach dieſen errungenen Vortheilen, mit der Erſcheinung des Prinzen Johann Moritz von Oranien-Naſſau, welcher zum Generalcapitán in Braſilien ernannt wurde, im Oktober 1636 aus dem Texel auslief und gegen Ende Januars 1637 am Orte ſeiner Beſtimmung eintraf. Der berühmte Name ſeines Geſchlechtes ſollte nicht minder, als ſein perſönliches Verdienſt, die glückliche Vollendung der braſiliſchen Angelegenheiten befördern helfen.

Der Prinz traf die Truppen der Republik in dem beſten Zuſtande. Sie waren ſehr tüchtig eingeübt, mit allem Nothwendigen verſehen und von den erfahrenſten Hauptleuten angeführt, und dieſe, wie die Gemeinen, beſeelt vom größten Eifer für die Intereſſen der Republik und der Compagnie. Die Menge der hintereinander errungen Vortheile hatte ſie zu allen Unternehmungen, für die man künftig ſie zu verwenden wünſchte, noch begeiſterter gemacht.

Auf Seite der Portugieſen und Braſilianer

dagegen befanden ſich zwar Männer von Talent und Muth, wie M. de Albuquerque, Banjola; Luiz de Borgia und Cameron *) aber das gehäufte Unglück hatte ihre Hoffnungen um vieles herunter geſtimmt und die Treuloſigkeit der Diplomaten zu Madrid brach mehr als ein Heldenherz, welches nach ruhmvollen Thaten lechzte. Der Prinz von Oranien, ſobald er von den Reiſeſtrapazen ſich einigermaßen erholt, ſuchte die Feinde, zumal aber den Grafen Banjola, auf, voll Sehnſucht, mit ihm ſich zu meſſen. Derſelbe, ſeiner Kraft mißtrauend, wich allen Gelegenheiten eben ſo ſorgfältig aus, als der Andere ſie ſuchte. Endlich ſtießen beide Parteien auf einander. Beide entwickelten ungewöhnlichen Muth. Das Glück aber, nach mannigfachen Wechſeln der Schlacht, entſchied zuletzt für die Holländer.

Nach dieſen öffnete Porto Calvo ſeine Thore dem Sieger, welcher nicht ſäumte, ſondern Porvocoon umzingelte und die Vorarbeiten zur Belagerung raſch begann. Nach dreizehntägiger Vertheidigung und nach vielen mörderiſchen Ausfällen, ergab ſich auch dieſer Platz, auf anſtändige Bedingniſſe. Oppeneda und andere mehr erlitten gleiches Schickſal.

Nachdem Oranien in Braſilien ſich mit Ruhm bedeckt und allen fernern Widerſtand der Portugieſen mit übermächtigem Arme zerſchlagen, beſchloß er die Eroberungen der Republik gegen

*) Dieſer war Braſilier von Geburt, jedoch den Portugieſen eifrigſt ergeben. All' ſein beurkundeter Muth vermochte jedoch gleichwohl nichts über ſeinen ſchlimmen Stern.

dieſe Nation auch in einem andern Welttheile zu verfolgen und den Kampf nach Afrika hinüber zu tragen; der Obriſt Coine, mit einer Abtheilung der Flotte und des Heeres, ſegelte dahin ab. Doch krönte hier die Waffen der Republik nicht derſelbe glorreiche Erfolg, der in Süd-Amerika ſie begleitet hatte.

Im Jahr 1638 wurde der braſiliſche Krieg mit erneuertem Eifer fortgeſetzt. Die Drangſale und Unglücksfälle des Landes und ſeiner Vertheidiger nahmen noch immer kein Ende. So tapfer auch Banjola's Benehmen war, und ſo weiſe ſeine Anordnungen ſich bewährten, ſo zog er dennoch neuerdings den Kürzern, nachdem er die Statthalterſchaft Segerippe zum Schauplatz des Kampfes gemacht. Viele Reſte der alten Eingebornen, die von Siava zumal, ſtellten ſich unter holländiſchen Schutz, und ließen dem ererbten Haſſe wider die Portugieſen freien Lauf. Siarra, der Hauptort, ergab ſich bald und das übrige Gebiet folgte. Der Häuptling des Volkes, Algodojo, hatte hierbei ſehr gute Dienſte geleiſtet, und der Prinz die Boten deſſelben mit gewohnter Güte aufgenommen.

Die Portugieſen verſuchten Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und knüpften mit den Einwohnern in Paraiba und Rio Grande, wo ſie noch viele Freunde und mehrere Plätze noch beſaßen, Einverſtändniſſe an. Allein, als dem Fürſten von Naſſau Kunde hievon geworden, wurde derſelbe nur um ſo mehr dazu beſtimmt, aus dieſen Landſchaften ſie völlig zu vertreiben und die Keime einer künftigen Gegenrevolution damit zu erſticken. Die Plätze fielen bald in

ſeine Gewalt; die nicht verdächtigen Einwohner wurden in Ruhe gelaſſen. Naſſau baute die Stadt Philippina in Paraiba, die durch frühere Ereigniſſe zerſtört worden, wieder auf. Für den verhaßten Namen des Tyrannen aber, den ſie ſeither getragen, gab er ihr einen andern, nämlich Friedrichſtadt.

Als alle Unternehmungen ſo gut gelungen und auch ferneres Kriegsglück, bei vorwaltender Gunſt aller Umſtände, keineswegs zweifelhaft ſchien, beſchäftigte ſich der Prinz mit dem Plane, die wichtigſte Stadt Braſiliens, San Salvador, die durch eigene Schuld der Holländer früherhin ſo ſchimpflich verloren gegangen war, wiederum zu erobern und ſeinen Siegen dadurch die Krone aufzuſetzen.

Sobald Oranien des Gehorſams der Tapuyas ſich verſichert hatte, erſchien er vor der Stadt und begann die Belagerung. Die Schlöſſer St. Albert, San Bartolomeo und San Felipe, welche San Salvador decken, fielen bald in ſeine Hände. Deſto zuverſichtlicher erwartete er den Fall oder die Uebergabe des Platzes. Allein diesmal verrechnete ſich der Fürſt. Die Portugieſen, welche in San Salvador den letzten Punkt ihrer Rettung und mit ihm Braſilien für immer verſcherzt ſahen, boten den verzweiflungsvollſten, zugleich auch von vieler Umſicht geleiteten Widerſtand entgegen. Sie wagten von Zeit zu Zeit heftige Ausfälle, bei denen ſie die Tranſcheen wieder füllten, die Arbeiten der Belagerer zerſtörten und nicht nur viele Soldaten, ſondern ſelbſt ausgezeichnete Hauptleute und Ingenieure ihm tödteten. Als kurze Zeit darauf nun auch noch friſche

Verſtärkungen der Beſatzung zugekommen, ohne daß Johann Moritz es hatte verhindern können, hob er die Belagerung auf und trat etwas übereilt, ſeinen Rückzug an.

Dennoch ſtellte dieſer ſcheinbar glänzende Vortheil, welchen die Portugieſen über des Prinzen Muth und Standhaftigkeit errungen, die Sachen im Allgemeinen noch nicht wieder her; vielmehr war auch der folgende Feldzug, zu dem man von Neuem unermeßliche Summen aus Portugal und Spanien geſpendet, von einer Reihe Drangſale begleitet. Eine Flotte von 46 Schiffen, darunter 26 Galionen, war abermals ausgerüſtet mit mehr als 5000 Mann Kerntruppen und ausgeſuchten Matroſen bemannt worden. Ueberdies ſtieß beinahe eine eben ſo große Zahl Schiffe noch unterwegs dazu. Dennoch leuchtete Dom Fernandez Maſcaregnas, dem Admirale dieſer Armada, kein freundlicherer Glücksſtern, als ſeinen Vorgängern allen.

Die Peſt vereinigte ſich mit den Bemühungen der Feinde, alle Hoffnungen, die man in eine ſo furchtbare Expedition geſetzt, zu zerſtören. Sie raffte auf der Hinfahrt beinahe zwei Drittheile der Mannſchaft dahin; der Reſt wurde todesſiech und erſchlafft an Geiſt und Körper bei San Salvador ausgeſchifft. In der allgemeinen Verzweiflung, welche hierüber auch die Muthvollſten ergriff, verließ nur den Grafen de la Torre die Beſinnung nicht. Er bewerkſtelligte mit ausdauernder Energie die Heilung der Kranken, die Ermuthigung der Niedergeſchlagenen; er ſammelte alle einzelne größere Truppenabtheilungen in der

Colonie, deren Geſammtzahl immer noch auf 12,000 Mann geſchätzt wurde und vereinigte den größten Theil der Flotte. Darauf, den Holländern hinlänglich ſich gewachſen glaubend, ſtach er mit dieſer Armada in die See, den Prinzen aufzuſuchen (Januar 1640).

Johann Moritz hatte die Gegenrüſtungen nicht mit der gewohnten Thätigkeit betrieben; doch war ihm auch, da er täglich anſehnliche Verſtärkungen aus dem Vaterlande erwartete, eine bedeutende Anſtrengung unter den vorwaltenden Umſtänden nicht wohl möglich geweſen. Endlich traf der längſt erſehnte Zuzug, beſtehend in 41 Schiffen, unter Befehl des Willem de Looff, ein, und alsbald ſegelte man den Portugieſen und Spaniern entgegen.

Eine der blutigſten Seeſchlachten entwickelte ſich nunmehr, ohnweit der Bai Allerheiligen. Beide Theile bedeckten ſich mit unſterblichem Ruhme. Vier Hauptangriffe konnte man im Ganzen bei dieſer Affaire unterſcheiden. Bei dem erſten ſchon fiel der tapfere Admiral der Republik, durch das Geſchütz getödtet. Aber ſein Volk errang den Sieg. Die drei übrigen Angriffe wurden von Jacobs Huighens geleitet und entſchieden ſich ebenfalls zu Gunſten der Niederländer. Die Mehrzahl der portugieſiſchen Bemannung wurde erſchlagen; Pardon faſt keinem gegeben. Die Sieger hatten an Leuten wenig eingebüßt, aber an Schiffen beträchtlich gelitten. Das Feuer der Feinde hatte viele zerlöchert oder ſonſt ſtark beſchädigt. Der Ueberreſt der portugieſiſch-ſpaniſchen Flotte gerieth während der Heimflucht

auf Sandbänke *) und ſtrandete größtentheils. Die meiſten Leute ſtarben hier qualvollen Tod durch Hunger und Durſt. Nur wenige retteten ſich. Zu allem Unglück mußte auch noch Zwietracht unter die ohnehin ſchon mannichfach Bedrängten kommen. Der Nationalſtolz, welcher die Truppen und Schiffe beider Völker nur mühſam bisher für den gemeinſamen Zweck zuſammengehalten hatte, brach, durch das Unglück nur erbitterter, mit neuer Gewalt aus, und ein Theil ſchob auf den andern die Schuld des Mislingens und der Noth. So geſchah denn, daß von der furchtbaren Heerrüſtung nicht mehr, als vier Galionen und zwei Kauffahrteiſchiffe mit der Hiobskunde nach Europa zurückkehrten.

Während jedoch beinahe die ſämmtliche Truppenmacht der Republik auf der Flotte vereinigt worden, waren in den eingenommenen Veſten und Städten nur ſchwache Beſatzungen zurückgeblieben. Dieſen Umſtand hielten die Portugieſen, welche zerſtreut in der Umgegend dieſer Plätze gelagert waren, zu Vollführung eines Hauptſtreiches im Innern für geeignet. Dom Joao Lopez de Carvalho ſtellte ſich an die Spitze dieſer vereinigten Abtheilungen, und Cameron an die der Braſilianer, welche für das Intereſſe der Portugieſen fochten. Nach verabredetem Plane brachen ſie in die der Republik unterworfenen Gebiete ein, verheerten das offene Land, ſchlugen die kleinen Haufen, welche ſich ihnen entgegen warfen, zurück und nahmen verſchiedene Plätze wieder ein.

*) Auf die Baxos de zocas.

Aber es waren dieſe Vortheile dennoch vorübergehend. Die Obriſten Coine und Tourlon zogen mit einigen größern Heerhaufen wider die Gegner an und beſiegten ſie. Die Portugieſen und Braſilier mußten auf allen Punkten den Rückzug antreten. Der Admiral Lietard drang nunmehr auch in die Allerheiligen Bucht, mit einer Abtheilung von 25 Schiffen ein, und verübte alle Gräuel des Krieges gegen die Bewohner, zu welchen, außer der allgemeinen Feindſchaft, auch noch Gefühle der Rache ſtachelten.

Dieſe Gräuel und Verwüſtungen nahmen nach und nach einen ſolchen Charakter an, daß der Marquis de Montalvan, damals Vicekönig von Braſilien, Boten an den Prinz von Oranien ſchickte, um mit ihm gemeinſchaftlich über menſchlichere Kriegsweiſen zu rathſchlagen. Aber ein großes Ereigniß trat nun plötzlich zwiſchen die ſtreitenden Parteien, und gab der Politik derſelben und dem Laufe der Dinge eine veränderte Geſtalt und Richtung.

Die Patrioten des Landes Portugal, der langen ſchimpflichen und unheilvollen Abhängigkeit von Spanien müde, hatten das Joch deſſelben abgeworfen und mittelſt einer glorreichen Revolution, einen eingebornen Großen, in der Perſon des Herzogs Dom Joào de Braganza, ſich zum Könige gegeben *). Um die Mitte des Februars 1641 war die wichtige Nachricht durch

*) Vergl. darüber E. Münch's Grundzüge einer Geſchichte des repräſentativen Syſtemes in Portugal.

ein portugieſiſches Schiff nach Braſilien gebracht worden. Alle, der politiſchen Verhältniſſe Kundigern ſahen ein, daß der neue Monarch in ſeiner noch kritiſchen und prekären Lage, vor allem um den Beiſtand der vereinigten Staaten ſich bewerben und das Intereſſe beider Länder gegen den gemeinſamen Feind vereinigen werde. Der braſiliſche Oberſtatthalter, nachdem er alle Portugieſen im Lande dem Könige Johann hatte huldigen laſſen, theilte die Nachricht dem Prinzen mit.

Oranien, welcher das Kommende ebenfalls ſchnell durchſchaute, hegte die ſichere Ueberzeugung, daß bei dem künftigen Friedens- und Freundſchaftsvertrage der Republik ſo viel von den Eroberungen in Südamerika verbleiben würde, als dieſelbe darin factiſch beſäße. Er beeilte ſich demnach, ſeine Vortheile noch beſtmöglichſt zu verfolgen; und in der That war er um dieſe Zeit gerade Meiſter der Hälfte ſämmtlicher Capitänſchaften.

Dreizehntes Kapitel.

Rückwirkungen der Thronrevolution auf Braſilien. — Johann Moritz kehrt nach Europa. — Fortſetzung des Krieges. — Vieira. — Sigismund. — Vertreibung der Holländer.

Dom Georgio Mascaregnas, Marquis von Montalvan, Unterkönig von Braſilien, ließ alsbald,

nachdem er von dem Könige Don João IV. die wichtigen Depeſchen erhalten hatte, in beiden, der Krone Portugal noch übriggebliebenen Veſten der Allerheiligen-Bai, die Truppen verſammeln; und darauf ſendete er eine Abtheilung nach dem Jeſuitengebäude, eine andere nach dem Regierungspalaſte. Hier hatte Dom Mendez de Vasconcellos die Wache, welcher jedoch mit dem berüchtigten Staatsſekretär der Herzogin-Reichsverweſerin zu Liſſabon nichts gemeinſchaftliches außer dem Namen, hatte. Der Biſchof, der Obergeneral der Artillerie, die einflußreichſten Hauptleute und Behörden erſchienen, in Folge ſeiner Aufforderung und vernahmen die große Zeitung aus Europa. Alle huldigten ohne Widerſtand und das Volk rief mit Jubel den eingebornen König aus. Das Beiſpiel, welches Braſilien gegeben, ward auch in Oſtindien wiederholt. Die einzelnen Umſtände der merkwürdigen Umwälzung findet man in der Geſchichte von Portugal erzählt.

Die Holländer, in Europa Verbündete des neuen Monarchen, ſchienen des wichtigen Ereigniſſes, welches auch ihnen in dem unaufhörlich fortgeſetzten Kampfe wider den Erbfeind der Freiheit, von dieſer Seite her Luft machte, nicht minder, als die Portugieſen ſich zu freuen. Doch war das Vergnügen mit Beſorgniſſen für den gegenwärtigen Beſitzſtand in Braſilien gemiſcht.

Die politiſchen Verhältniſſe erwirkten die Abſchließung eines zehnjährigen Waffenſtillſtandes zwiſchen Dom João und der Republik. Aber dieſer Vertrag hinderte keineswegs, daß nicht die Holländer ſich Maranhams durch einen Staatsſtreich bemächtigten. Zur Entſchuldigung mußte

dienen: der Vertrag ſey um dieſe Zeit noch nicht feierlich verkündet geweſen. Der König ſchwieg, im Gefühl ſeiner Schwäche; der Stärkere hat in der Politik niemals Unrecht.

Während die portugieſiſche Bevölkerung, zumal aus Pernambuko, durch die Unfälle des Krieges, durch Krankheiten und Auswanderungen bedeutend gelitten und überhaupt der Reſt der Colonie dem Ruin ſich nahe geſehen hatte: blühete der holländiſche Theil auf jede Weiſe empor. Pernambuk lieferte unermeſſene Schätze in die Kaſſen der Compagnie. Sie ließ Olinda nach einem neuen Plane aufbauen und ſorgte nach Kräften für die Bedürfniſſe der weſtindiſchen Coloniſten. Allein die Eiferſucht des Republikanismus ließ einen Fehler begehen, welcher unerſetzlich in ſeinen moraliſchen Rückwirkungen war. Der treffliche Prinz-Statthalter wurde zurückberufen und drei Männern, als Commiſſären von nun an die oberſte Leitung der braſiliſchen Angelegenheiten übertragen. Johann Moritz hatte allen Erwartungen ſeiner Mitbürger bisher auf das rühmlichſte entſprochen und nicht nur als Krieger der Republik Trophäen, ſondern auch, durch ſein kluges, beſonnenes und mildes Regiment die Zuneigung der Einwohner ſich erworben. Bei jeder neuen Vergleichung mit frühern, portugieſiſch-ſpaniſchen Statthaltern hatte er nur gewinnen können. Waren ihm gleich mannichfache Verſehen während ſeiner Amtsführung vorzuwerfen, ſo kamen ſie dennoch in keinen Betracht zu dem reichen Schatze von Talenten und Tugenden, die er entwickelt. Die Generalſtaaten jedoch und die Compagnie fürchteten ehrgeizige Plane in dem

Prinzen, und der Argwohn trug ſich bereits mit einem neu zu errichtenden Reiche herum, an deſſen Spitze die Familie Naſſau oder jenes Mitglied wenigſtens ſich zu ſtellen gedenke.

Nachdem der Prinz zuvor noch alles gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, um das Regiment über die Colonie ſo befeſtigt, als möglich, zu hinterlaſſen, gehorchte er der höhern Bürgerpflicht und übergab den Befehlſtab an Hamel, Bas und Balleſtraten, als das von der Republik eingeſetzte Triumvirat (1643).

Die drei Männer beſaßen weder ſeinen Scharfblick in die Verhältniſſe, noch ſein Talent, noch ſeine großartige Geſinnung. Geiſtige Beſchränktheit führte bald wieder zur religiöſen Unduldſamkeit, was Oranien ſo ſtets vermieden hatte, und was bei dem Stand der Dinge doppelt unpolitiſch war. Der Fanatismus erregt bei den Bekennern des proteſtantiſchen Glaubens einen Unwillen, den niemand fühlen kann, als wer von den ächten Grundſätzen deſſelben ganz durchglüht iſt. Der Proteſtantismus, deſſen Hauptelement philoſophiſche Prüfung ſeyn ſoll, zerfällt in nichts, ſobald er eigene Götzen aufſtellt und den Wahn derjenigen nachahmt, von denen er doch, um des Geiſtes willen in der Chriſtuslehre, ſich getrennt zu haben behauptet. Die in ſeinem Schooſe gleich zu Anfang ſeines Entſtehens aufgekeimte Unduldſamkeit wider einzelne Fraktionen der neuen Kirche, wie wider den gemeinſamen Gegner, iſt eines der Haupthinderniſſe geweſen, welches den allgemeinen Sieg, Reformation über die Geiſter vereitelt, und dem in die letzten Verſchanzungen zurückge-

worfenen Feinde neue beträchtliche Verſtärkungen zugeführt hat *).

Die Unbeſonnenheit der neuen Statthalter, welche in politiſcher, wie in religiöſer Hinſicht ſich kund gab, erzeugte in den portugieſiſchen Einwohnern des holländiſchen Braſiliens einen Geiſt des Misvergnügens, welcher bald dem Gedanken einer Empörung freien Raum ließ. Der der Krone gebliebene aber hatte die Hoffnung der Wiedereroberung des Uebrigen ohnehin niemals aufgegeben. Verbindungen wurden durch alle Theile des holländiſchen Gebietes angeknüpft. Ein beſonnener und patriotiſcher Krieger, Fernandez Vieira, durch Reichthümer und Freundſchaften mächtig, ſtellte ſich an die Spitze der Bewegung. Die Wiedereroberung von Maranham durch die dortigen Pflanzer hatte den Verſchwornen neue Zuverſicht und Ermuthigung verliehen.

Aber im nämlichen Augenblicke, wo Jener die Hauptſtadt des holländiſchen Braſiliens durch einen kühnen Streich in ſeine Gewalt zu bringen gedachte, wurde das Unternehmen durch Verrätherücke vereitelt. Von jetzt an war alle Hoffnung nur auf offenbaren Kampf geſtellt (1645).

Vieira entwickelte einen unerſchütterlichen Muth und eine heldenmüthige Beharrlichkeit. Er hatte mit dem Feinde, mit der Apathie der Pflanzer, dem Neide der Altportugieſen, den Intriguen des Cabinets zu ringen. Die holländiſche Regentſchaft, des neuen Geiſtes ſtaunend, welchen Vieira den Seinigen zu geben bemüht war und

*) Verfaſſer dieſer Geſchichte iſt Katholik, aber in der urſprünglichen Bedeutung des Namens.

für ihre Beſitzungen zitternd, begehrte von der Compagnie Verſtärkungen und Hülfegelder. Aber ſie trafen viel zu langſam ein, um weſentliche Erfolge zu verbürgen. Anderſeits nahm der portugieſiſche Vicekönig den günſtigen Augenblick wahr, welcher allen Erwartungen entgegen, ſich plötzlich eingeſtellt. Eine Abtheilung Truppen ſtieß zu den Kriegshaufen Vieira's und man beſchloß die bereits erworbenen Vortheile auf alle Weiſe weiter zu verfolgen.

Der Obriſt Vidal erhielt über den abgeſendeten Zuzug den Befehl. Die erſten Unternehmungen fielen glänzend aus. Die moraliſche Kraft kam den Verzagten immer mehr und mehr zurück, und wich dagegen bei den Holländern. Eine niedrige Krämerſeele unter den letztern verkaufte ſogar das wichtige Fort Nazareth an die Portugieſen, für eine Summe von 18,000 Thalern. Damit fielen auch die friſchangekommenen Verſtärkungen den Siegern in die Hände.

Nach dieſem Schlage fielen auch, hintereinander, Porto=Calvo, die Mündung von Rio=San Francisco und andere bedeutende Punkte mehr an die alten Herren zurück. Erſtern nahm Criſtobal Cavalcante, letztern Valentin Roccia. Das Glück fuhr fort, die Begeiſterung Vieira's allenthalben zu krönen. Er führte den Krieg mit eben ſo viel Beſonnenheit und Gewandtheit, als Muth und Ausdauer; er trug ihn bald in die Beſitzungen der Feinde ſelbſt hinein. Er wagte es förmlichen Befehlen des Hofes zu Einſtellung der Feindſeligkeiten mit der Erklärung entgegen zu handeln, daß ſein Souverän ihm einen Ungehorſam verzeihen werde, der

ihm den koſtbarſten Diamant ſeiner Krone zurück verſchaffte.

Die Ankunft des berühmten Sigismunds mit neuen Verſtärkungen und eine Veränderung im Perſonale der Regentſchaft konnten allein die ſchnellen Fortſchritte Vieira's wieder eine Zeitlang hemmen. Die Generalſtaaten und die Compagnie entſchloſſen ſich zu außerordentlichen Anſtrengungen. Dieſer Entſchluß erhob mit einem Male auch die Thätigkeit des neuen Königes von Portugal, deſſen Geiſt kaum dem ſo eben vollendeten eigenen Werke gewachſen ſchien. Er ſandte den Francisco Baretto de Menezes, einen durch kriegeriſche Eigenſchaften ausgezeichneten Edlen, als künftigen Statthalter und Oberfeldherrn der Colonie. Es war dieſer zum Glück für dieſelbe ein dem Vieira ebenbürtiger Charakter. Ohne Empfindlichkeit legte Letzterer den ſo ruhmvoll geführten Befehlſtab in die Hände ſeines Nachfolgers; neidlos ehrte Baretto Menezes hinwiederum die Verdienſte des Vorgängers und benutzte ſeine Talente zu dem gemeinſamen Vortheil des Königes. Ihre Eintracht war es größtentheils, welche die nunmehrigen glücklichen Erfolge herbeigeführt.

Die Schlacht bei Guararapi, in der Nähe von Pernambuko geliefert, war die erſte und wichtigſte Waffenthat. Die Holländer erlitten, nach löwenmuthiger Gegenwehr, eine vollſtändige Niederlage und Sigmund empfing gefährliche Wunden (1648). Als er wiederum im Stande war, in das Feld zu rücken, nahm er Olinda und verwüſtete Reconcave (1650).

Der Vicekönig, durch anfängliches Glück ſorgloſer geworden, erhob ſich zu neuer Thatkraft

nach dieſen Unfällen. Beſonders ſchmerzlich fiel auch den Portugieſen der Tod Camerans, des vieljährigen und vielgetreuen Anführers der Eingebornen. Man hatte aber dafür den Troſt, bei den Pflanzern und Kaufleuten eine täglich männlichere Geſinnung und kriegeriſchern Geiſt ſich offenbaren zu ſehen. Die nunmehrigen Kämpfe bieten übrigens wenig Erhebliches und Intereſſantes dar; ſie tragen meiſt das Gepräge eines wechſelreichen Parteigängerkrieges. Die Portugieſen, wie die Holländer ſahen ſich von den Mutterſtaaten faſt ausſchließlich auf ihre eigene Kraft verwieſen. Die Holländer hielten ſich längere Zeit in Recif eingeſchloſſen; alle Anſtrengungen Sigismunds ſcheiterten an der Beharrlichkeit der Belagerer (1653). Dennoch blieb den Truppen der Compagnie darin noch ein großer Vortheil, daß ihre Flotte das braſiliſche Meer für und für beherrſchte, während die Portugieſen zur See durchaus ſich nicht zu zeigen wagten. Recif war der Schlüſſel dieſes Beſitzes: von dieſem Punkte hing das Schickſal der Geſammt-Colonie ab. Sigmund, der dies fühlte, bot alle Künſte ſeines erfindungsreichen Genies auf, um ſeinem Vaterlande die Frucht langer und koſtbarer Anſtrengungen zu retten. Aber es ward ein anderes entſchieden.

Im ſiebenten Jahre, ſeit der Kampf in Pernambuko ſich entſponnen hatte, traf die Eskadre Pedro-Jaime de Magagliones, dazu beſtimmt, die Handelsſchiffe der Portugieſen bis nach Europa zu geleiten, in den Gewäſſern von Braſilien ein. Man foderte den Admiral derſelben auf, die Truppen des Königs in einem entſcheidenden Schlage wider Recif, von der Se-

ſeite her zu unterſtützen. Eine Zeitlang wich Magagliones aus; endlich erklärte er, dem Gutachten ſeines Generalſtabes folgen zu wollen. Derſelbe war für das Unternehmen: der Nationalſtolz ſiegte in tapfern Kriegs- und Seeleuten über alle andern Bedenklichkeiten.

Dem edlen Vieira ward von Baretto, in ſicherm Gefühl des Kommenden, die Ehre des erſten Angriffs vergönnt. Der den langen Krieg zuerſt begonnen, ſchien der ſicherſte Bürge für die nunmehrige Beendigung deſſelben.

Der Erfolg entſprach Baretto's Hoffnungen. Während dieſer alle Anſtrengungen wider das eine Hauptfort richtete, erſtürmte Vieira das andere. Trotz eines mörderiſchen Feuers von Seite der Belagerten drangen die Portugieſen raſtlos vorwärts, und Minen, welche ein talentvoller franzöſiſcher Ingenieur an mehrern wichtigen Punkten zu graben wußte, vereitelten der holländiſchen Batterien furchtbaren Widerſtand. Nunmehr fliehen auch die Hülfstruppen der Eingebornen, welche bis zu dieſem Tage mit den Holländern gemeinſame Sache gemacht, und ſchwimmen, ſchreckergriffen, über den Fluß. Die Minen drohen Tod und Zerſtörung. Capitulationsverſuche folgen. Die Portugieſen ſtürmen während deſſen ein drittes Fort und ſie ſtehen bereits unter den Mauern der Stadt. Noch entſchließt ſich der tapfere Sigismund zum verzweiflungsvollſten Widerſtand, aber das Volk wird ſchwierig und begehrt einen Vertrag. Der holländiſche Oberfeldherr weicht der bittern Nothwendigkeit. Der Hafen, die Stadt und die Forts werden übergeben; mit allen kriegeriſchen Ehren zieht die Beſatzung

aus; aber alle von den Niederländern noch beſeſſenen Landſchaften müſſen an die Portugieſen übergeben werden. Der 27ſte Januar 1655 gab dem Könige von Portugal die Colonie Braſilien wieder.

D. João IV., welcher die tapfern Vertheidiger ſeiner Rechte in dieſem Lande ohne Unterſtützung gelaſſen, ehrte nunmehr, des unverhofften Gewinnes hochfrohlockend, zum mindeſten die Verdienſte der Sieger. Das Mutterland pries Vieira, durch den das Größte geſchehen war, in Geſang und Rede, wie einen Helden der alten Zeit.

Braſilien ſelbſt hatte durch den Einbruch und die Herrſchaft der Holländer im Ganzen mehr gewonnen, als verloren. Der Eifer für Induſtrie, Handel und Cultur war, mehr als zuvor, geweckt worden und manche Spuren geiſtiger Wirkſamkeit, beſonders von Seite des ſtatthalteriſchen Hauſes Naſſau, waren noch lange ſichtbar.

Vierzehntes Kapitel.

Entdeckungen im Innern des Landes Braſilien. — Die Pauliſten. — Buenno.

Von den Scenen des Kampfes und der Zerſtörung wenden wir uns zu den friedlichern der Entdeckungen im Innern des Landes und zu den noch gräuelvollern Scenen fanatiſch-commerzieller

Tyrannei auf mehr als einem Punkte der Colonie. Ueberall, wo wir hinblicken, hat der Fuß des Europäers blutige Spuren ſeines unverſöhnlichen Mordgeiſtes hinterlaſſen, und nur mühſam hat die Hand der Kultur in ſpäterer Zeit dieſe Spuren verwiſcht.

Auf der äußerſten Südſpitze von Braſilien gedieh die Bevölkerung ziemlich raſch. Aus den Verbindungen, welche die erſten europäiſchen Anſiedler mit Frauen und Töchtern der Eingebornen ſchloſſen, entſproßte eine eigenthümliche geſunde und kräftige Menſchenraçe. Sie führten abwechſelnd die Namen „Mammelucken“ und „Pauliſten“.

Dieſen Theil der Bewohner Braſiliens beſeelte von Anfang an ein beſonderer Trieb nach Entdeckungen. Sie zeigten einen ungewöhnlichen Grad von Ausdauer und Verachtung aller Gefahr. Unempfindlich gegen die phyſiſchen Uebel, von der Ausbeute der Jagd und wilden Kräutern lebend, führten ſie ein wahres Nomadenleben, und der einzige Fortſchritt, welchen ſie in der Civiliſation wiederum gemacht, war ein induſtrieller, ſcheuslicher, nämlich der Handel mit Eingebornen, die ſie eingefangen hatten. Das ſchändliche Syſtem, wodurch ihre Brüder in andern Theilen des Landes ſich befleckt, entwickelte ſich auch hier in voller Blüthe. Die Jeſuiten haben das Verdienſt, die erſten Schritte im Intereſſe der Humanität gethan zu haben. Aber dieſe Schritte ſelbſt, da ſie mit weniger Klugheit geſchahen, fielen dem Mutterlande zum Nachtheil, den Eingebornen zu größerm Verderben aus. Die Pauliſten, welche man, einiger abweichenden Ge=

bräuche willen, der Ketzerei beſchuldigte, erklärten ſich unabhängig und bildeten eine Art Republik. Mit geſteigerter Wuth verfolgten ſie die armen Eingebornen, welche durch unbeſonnene Beſchützer nur deſto mehr blosgeſtellt worden waren.

Die Pauliſten befiel, gleich den übrigen Europäern, plötzlich nun das Goldfieber. Sie wagten von Zeit zu Zeit kleine Züge nach der peruaniſchen Gränze, wo ſie den geliebten Gegenſtand am ergiebigſten vermutheten. Die große Entfernung der Landſchaft Mato-Graſſo jedoch und die unaufhörlichen Kämpfe mit den Eingebornen waren hierin ſehr hinderlich. Wichtige Minen waren bereits von frühern Reiſenden angezeigt, aber noch immer nicht unterſucht worden. Selbſt die Schätze von Jaragua, in deren Beſitze die Pauliſten ſich befanden, lagen noch immer im geheimnißvollen Schrein der Erde verſchloſſen. Nach und nach bildeten ſich nun die ſogenannten „Bandeira's", kleine Caravanenzüge zu Entdeckung und Unterſuchung von Minen; an ihrer Spitze ſtanden die „Certaniſta's", trotzige, muthvolle, verſchlagene Häuptlinge, welche für Ruhm und Beute alles auf das Spiel ſetzten und kein Unrecht zu groß fanden, wenn es nur zum gewünſchten Ziele führte. Noch lebt der Name des berühmten Bartolomeu Buenno im Munde der Portugieſen. Er war es, welcher die reichen Gruben der Statthalter Goyas, gerade in der Gegend der heutigen Hauptſtadt zuerſt entdeckt hatte (1670).

Leider befanden ſich dieſe Gegenden viel zu weit von dem Hauptſitze der Pauliſten entfernt,

als daß gleich Anfangs alle die Vortheile gewonnen worden wären, welche man ſich zu verſprechen berechtigt war. Erſt Antonio Rodriguez gelang es, in Verbindung mit zwei Abenteurern der Pauliſten-Colonie (Manoel Garão und Salvador Fernandez) die Reichthümer von Minas-Geraes aufzufinden. Es fand das Gold ſich mitten im Sand, auf der Oberfläche der Berge. Wäre es in damaligen Zeiten möglich geweſen, ein Geheimniß dieſer Art zu verſchweigen, ſo würde die neue portugieſiſche Regierung ungeheure Summen gewonnen haben. Allein die Sache wurde zu ſehr Eigenthum von Vielen und lockte allzuheftig die Neugierde und Habſucht, als daß ausſchließlicher, dauerhafter und vollſtändiger Beſitz ihr hätte werden können. Es erging nach und nach Portugal, wie Spanien; die Reichthümer der neuen Welt halfen die alte arm machen.

Funfzehntes Kapitel.

Der Negerſtaat Palmarès und deſſen Schickſal.

Während die meiſten Bündniſſe und Unternehmungen der Neger in Amerika für Wiedergewinnung ihrer Freiheit durch den Mangel an Kultur, an innerm Zuſammenhang und durch die Ueberlegenheit des europäiſchen Genie's zu Grunde

gingen, gelang es dennoch ſchon im ſechszehnten Jahrhundert zwei Abtheilungen Neger, welche der Sklaverei entronnen waren, in der Statthalterſchaft Pernambuko, ohnweit Porto=Calvo, ſich feſt zu begründen und das Bild eines geordneten Zuſtandes der Dinge darzuſtellen. Leider erhielt ſich aber auch von dieſen Niederlaſſungen nur die eine; die andere ward, nach mehrmaligen heftigen Angriffen von Seite der Holländer, welche von der Nähe und dem Beiſpiel ſolcher ſchwarzen Republiken Gefahr für ihre Beſitzungen fürchteten, ohngefähr hundert Jahre ſpäter, beinahe gänzlich zerſtört.

Das Beiſpiel der erſtern hatte jedoch Nachahmung erweckt. Eine Bande Neger wußte um das Jahr 1650 ſeine Feſſeln zu zerbrechen, mit Schießgewehren ſich zu verſehen und in den Ruinen der Colonie ihrer Vorfahren ſich anzuſiedeln. Bald folgte eine große Zahl von Schwarzen und ſelbſt von Farbigen ihnen nach. Man baute eine Art Stadt, welche, da von den Pflanzungen ihrer ehemaligen Herren ein ziemlich großer Zwiſchenraum ſie trennte, Halt und Sicherheit genugſam darbot. Da dem neuen Gemeinweſen Weiber fehlten, um ſich fortzupflanzen, ſo ahmten ſeine Bewohner das von den Römern gegen die Sabiner gegebene Beiſpiel ziemlich vollſtändig nach; ſie raubten die Frauen beinahe aller Farbigen in der Runde. Bald vergrößerte ſich der Schreck ihres Namens. Sie ſetzten ihre Räubereien ungeſtraft in dem Gebiete der Braſilo=Portugieſen fort und dieſe mußten die Sicherheit ihrer Beſitzungen mit jährlichen Geſchenken erkaufen. Ja ſie gingen noch weiter, genöthigt durch

die damaligen, ſo kritiſchen Umſtände. Sie ſchloſſen mit dem ſchwarzfarbigen Räuberſtaate eine förmliche Allianz, und verhandelten Flinten und Schießbedarf an ſie. Bald nahm die Colonie, als ihr Daſeyn gegen Außen geſchirmt ſchien, gegen Außen einen anſtändigern Charakter an. Mit der ſteigenden Bevölkerung der kleinen Nation mehrte ſich das Bedürfniß einiger Civiliſation. Sie fingen an Ackerbau zu treiben, und dieſer ſänftigte ihre Sitten. Die Bewohner nahmen von der Hauptſtadt den Namen „Palmareſianer" an. Sie gaben ſich ſelbſt eine Art Verfaſſung, und übertrugen durch freie Wahl einem der verdienſtvollern Häuptlinge, Zombi genannt, die oberſte Leitung ihrer Angelegenheiten. Sein Nachfolger ward aus der Reihe der erfahrenſten und tapferſten Gefährten genommen. Auch Magiſtrate wurden gewählt und Geſetze aufgeſtellt. Ihre Religion ſchien eine Art Chriſtenthum, gemiſcht mit den alten religiöſen Vorſtellungen und Gebräuchen der verſchiedenen Stämme, aus denen die Nation zuſammen floß, geweſen zu ſeyn.

Der Ackerbau machte täglich größere Fortſchritte in Palmarès. Große Landſtrecken, welche längere Zeit öde geſtanden hatten, ſah man nach und nach urbar gemacht und ein Dorf nach dem andern in Wüſteneien erſtehen. Man befeſtigte die Hauptſtadt beſtmöglichſt, nämlich mit ungeheuern, dicken Holzpflöcken, welche in den Wäldern gefällt worden waren. Die Häuſer waren nicht regelmäßig aneinander gereiht und durch Straßen verbunden, ſondern jede Wohnung ſtand einzeln, wie noch heut zu Tage in vielen Flek-

ken der alten Cantone Helvetiens, umgeben von dem Gute des Beſitzers, umfloſſen von verſchiedenen Bächen, welche ſowohl für die Gewerbe des Eigenthümers, als für die perſönlichen Bedürfniſſe deſſelben das Waſſer darreichten.

Es war zu vermuthen, daß der despotiſche Geiſt europäiſcher Ariſtokraten und Kaufleute den Flor einer ſolchen Raçe, der man noch immer nicht die allgemeinen Rechte der Menſchheit zugeſtanden hatte, mit Neid und Unmuth anſah. Im dreißigſten Jahre ſomit, ſeit der neue Negerſtaat beſtanden hatte (1696), entſchloß ſich die portugieſiſche Regierung, geſchreckt durch das ungewöhnliche Wachsthum deſſelben — bereits zählte er über zwanzigtauſend Seelen — zu deſſen Untergang.

Der General Don Juan de Lancaſtro war der Generalcapitän, welcher die ſchimpfliche Ehre genießt, ein Volk von frohen und glücklichen Menſchen, welches der Freiheit durch Muth und Fleiß ſich würdig erzeigte, im Einverſtändniß mit Bahia's Statthalter, D. Gaetano Mello, vernichtet zu haben. Ihre beiden Namen ſtehen im Judasfluch der beſſern Menſchheit.

Die erſte Truppen-Abtheilung, welche gegen Palmarès entſendet wurde, beſtand aus 7000 Mann, jedoch ohne mit Artillerie verſehen zu ſeyn. Man hielt den Sieg über die Schwarzen allzu leicht. Allein man betrog ſich das erſtemal. Die Braſilo-Portugieſen wurden auf offenem Felde, wo perſönliche Tapferkeit ſich zeigen konnte, vollſtändig geſchlagen. Auch die erſten Angriffe auf die allzuverachteten Befeſtigungen der Stadt

mißlangen. Die Europäer ermannten ſich jedoch bald wieder und vertrauten ihrer erprobten Kunſt, ſyſtematiſch die Tapferkeit zu ermüden und die Tugenden der Vaterlandsliebe unnütz zu machen. Sie blokirten die Stadt und brachten ſie in äu= ßerſte Hungersnoth. Darauf, als die Belage= rungswerkzeuge und das grobe Geſchütz in hin= länglicher Anzahl eingetroffen, beſchoſſen ſie die= ſelbe mit Macht.

So wacker auch die Palmareſier für ihre Perſon ſich hielten, ſo vermochte ihr in Kindheit noch befangener Verſtand doch nicht, den vereinigten Liſten und Schrecken der Feinde zu widerſtehen. Der Hunger, welcher die Leiber, das Feuer, welches die Häuſer reihenweis nie= dermähete, brachen endlich alle Kraft des Wider= ſtandes. Der oberſte Anführer, in der bittern Wahl zwiſchen Tod und Knechtſchaft, wählte den erſtern. Er ſtürzte ſich von einem Felſen der Stadt herunter. Seine Gefährten folgten dieſem Beiſpiel. Der Sieger habſüchtige und gemeine Wuth erreichte nur noch die Weiber und Wehr= loſen. Sie wurden für den Dienſt der Coloni= ſten als Sclaven verkauft. Neben vielen Mini= ſtern, Generalen und Kriegsknechten Europa's in dieſer Zeit, ſtehen Zombi und die Neger von Palmarès in hoher Glorie da. Es war der erſte Beweis geführt, der hernach auf Hayti ſich wie= derholt hat, daß das Großartige von jeder Men= ſchenraçe ausgehen kann, und die weiße Farbe kein ausſchließlicher Erkennungs=Teint für Günſt= linge der Civiliſation iſt. Die Ruinen von Pal= marès ſind ein ewiges Denkmal der Schmach für das Braſilien dieſer Zeit, und zeugen von

der tiefen Ohnmacht und Geiſtesſtufe derjenigen, welche damals den Namen europäiſcher Bildung entweihten.

Sechszehntes Kapitel.

Fernere Entdeckungen im Innern von Braſilien. — Buenno der Sohn. — D. Antonio d'Albuquerque.

Die Unternehmungen der Pauliſten wurden von immer größerm Erfolge geſegnet. Die Bevölkerung mehrte ſich mit jedem Jahre durch den ſtarken Zuwachs aus Europa. Die Erbauung eines neuen Fleckens wurde nothwendig; er erhielt den Namen Villa-Ricca. Bald aber wurden die Bewohner deſſelben in dem Genuß erworbener Reichthümer geſtört, als auch von Rio-Janeiro Minengräber geſendet wurden und Zwietracht unter die beiden Parteien kam. Auf demſelben Boden, wo die alten Eingebornen des Landes einſt vom Fanatismus chriſtlicher Ankömmlinge geſchlachtet worden waren, würgten ſich nun die Söhne der Mörder haufenweis um elende Goldbarren.

Die Pauliſten zogen bei dieſem Streite den Kürzern: ſie appellirten an D. Pedro, den Regenten von Portugal, welcher durch einen Staatsſtreich, gleich dem des . . . . . . Dom Miguel in neueſter Zeit ſeinem Bruder D. Alfonſo Krone und Gattin geraubt hatte. Die Entſcheidung

des Uſurpators, welcher für den Hof den größten Gewinn aus dieſen Streitigkeiten zu ziehen eilte, lautete für beide Theile im Sinne jener bekannten Fabel Aeſops. Ein talentvoller Mann wurde an die Spitze der Verwaltung der Provinz Minals geſetzt. Mit Mühe gelang es D. Antonio D'Albuquerque, unter wuth- und racheſchnaubenden Parteien den Frieden herzuſtellen. Er verordnete die Abgabe des Fünftels von allem zu gewinnenden Golde in den königlichen Schatz. Noch mehrere andere Ordonanzen, erlaſſen in Bezug auf die Bergwerke, folgten. Albuquerque zeigte Erfahrung, Takt und Ordnungsliebe in ſeiner Verwaltung. Er ſchien bei derſelben nach einem Syſteme zu handeln (1711).

Die Kühnheit des jüngern Buenno vollendete, in Bezug auf die Entdeckungen, was ſein Vater begonnen. Der Orte, die er mit dieſem in ſeiner Jugend durchirrt, dunkel ſich erinnernd, drang er, an der Spitze eines Zuges, durch Wüſten und unwirthbare Gegenden, nicht ohne die größten Gefahren zu beſtehen. Verſchiedene Entdeckungen waren ſchon gemacht und die Muthloſigkeit der Gefahren Buenno's ſchien mit dem Gewonnenen zufrieden geſtellt. Allein der Anführer blieb unerſchütterlich auf ſeinem Vorſatz, das Ziel weiter hinauszuſetzen.

Nach drei Jahren endlich der Mühſale und der Anſtrengungen, machte Buenno die Erfahrung, daß er gerade in einer dem Lande der Goyas entgegengeſetzten Richtung vorgedrungen ſey. Bei ſeiner Rückkehr nach St. Paul erhielt er zur Belohnung für ſeine Verdienſte, den Auftrag zu einer neuen Entdeckungsreiſe. Auf dieſer

entdeckte er zuletzt das Ziel funfzigjähriger Sehnſucht. Er brachte ſeinen Gefährten eine Menge Goldes mit, und erhielt den Titel eines Capitân Moor der neuen Entdeckungen. Bald kehrte er zu ihnen zurück.

Die Eingebornen ſetzten ihm jetzt Schwierigkeiten entgegen, und mannichfache Kämpfe fanden ſtatt. Endlich verglich er ſich mit ihnen und ſchloß einen Freundſchaftsvertrag. Derſelbe gewährte ihm den Vortheil genauerer Kenntniß der reichſten Goldminen. Die neue Niederlaſſung gedieh in kurzer Zeit auf das Schnellſte; leider aber vernachläſſigte man über den Goldbergwerken die noch reichere Goldgrube jedes Staates, den Ackerbau. Dieſes Syſtem hatte für die Civiliſation der Statthalterſchaft Goyas, des eigentlichen Mittelpunktes von Braſilien, weſentliche Vortheile. Eine Menge von alten Vorurtheilen blieb zurück, und die Provinz iſt noch jetzt an intellectueller und politiſcher Cultur weit unter den übrigen. Auch hinſichtlich der Bevölkerung hat ſie keineswegs zugenommen; nur die reichen Naturſchätze, die ſie fortwährend in ſich verſchließt, ſichern für die Zukunft erfreulichere Blüte und Fortſchritte.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Zug von Duguay-Trouin. Eroberung Rio-Janeiro's durch die Franzoſen.

Um eben dieſe Zeit (1711) änderte ſich in dem Cabinete von Lisboa die Richtung der auswärtigen Politik. Die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Frankreich wurden aufgegeben, und das Bündniß mit England, dem Nebenbuhler von Frankreichs Macht, geſchloſſen. Es wurde für Portugal verhängnißvoll.

In Folge dieſer neuen Wendung der Dinge, welche den wichtigen Handel dieſes Landes unter den Schutz, d. h. in die Hände der Briten, gab, beſchloß der Verſailler Hof feindliche Ueberziehung der Colonien Portugals; der erſte Verſuch, welchen Capitán Duclerc auf die Hauptſtadt Rio-Janeiro gewagt, lief unglücklich ab; der Anführer wurde, gegen alles Völkerrecht, nach abgegebenen Waffen getödtet; die Mannſchaft, mit Mühe dem Grimm der Braſilo-Portugieſen entzogen, ſchmachtete in langer Gefangenſchaft. Die begangenen Grauſamkeiten hatten die Abſicht zum Grunde, die Wiederholung der frühern Einbrüche fremder Staaten in das Gebiet der Colonie, durch abſchreckende Beiſpiele für immer zu vereiteln.

Allein dieſes Syſtem des Oberſtatthalters, Dom Francisco de Caſtro, fand ſchnelle Züchtigung durch ähnliche Rache, welche die Landsleute der Mißhandelten an dem Feinde nahmen. Einer der ausgezeichnetſten Hauptleute der franzöſiſchen Marine, Duguay-Trouin beſchloß, die Verſtärkungen der franzöſiſchen Regierung nicht erſt lange abzuwarten. Mit den nöthigen Geldern von einer Geſellſchaft ausgerüſtet und über eine kleine Zahl Truppen nur verfügend, durchbrach er kühn den Zwiſchenraum, der von Mittel-Amerika ihn trennte. Er erſchien mit nicht mehr als funfzehn Schiffen im Hafen der braſiliſchen Hauptſtadt, nach Beſiegung einer Reihe der größten Schwierigkeiten. Er brachte das Feuer des Fortes, welches den Eingang in die Bucht vertheidigte, alsbald zum Schweigen; er bemächtigte ſich eben ſo ſchnell der Ilha das Cobras und pflanzte die franzöſiſche Fahne auf.

Bald überzeugte ſich Duguay-Trouin von der Schwierigkeit einer Belagerung Rio-Janeiro's ſelbſt. Alle Maßregeln der Vertheidigung waren auf's Trefflichſte geordnet. Aber ſie erſchütterten ihn in ſeinem Vorhaben keineswegs. Er ſäuberte das Geſtade durch das Feuer der viel größern Schiffe, brachte eine Landung zuwege und ſtellte ſich an die Spitze ſeines kleinen Heeres. Während er ſelbſt den Befehl über das Centrum behielt, übernahmen der Ritter von Goyon die Anführung des Vortrabs, der von Courſerac aber diejenige der Nachhut. Die Tapfern ſtürmten unwiderſtehlich gegen die vortheilhaften Poſten an und nahmen ſie. Die Operationen aller drei Abtheilungen griffen auf das Glücklichſte ineinan-

der. Dennoch drohte der franzöſiſchen Tapferkeit der Verrath eines ihrer eigenen Landsleute, troz der errungenen Vortheile, Mißlingen. Ein gewiſſer Obriſter Dubocage erkundigte ſich bei Gefangenen, von Duguay-Trouins Heer, welche durch die Portugieſen gemacht worden waren, nach der Zahl, der Lage und allen Verhältniſſen des franzöſiſchen Heeres und ſeiner Stellung. Er erhielt ſehr wichtige Aufſchlüſſe, und gedachte ſie bereits zum Verderben ſeiner Landsleute zu benutzen. Aber die Tapferkeit ſiegte auch diesmal über alle Berechnung, und entging der mit vieler Kunſt gelegten Schlinge.

Duguay-Trouin erhielt die Ueberzeugung, daß von den Batterien der Inſel Cobras die Stadt völlig beſtrichen und in Trümmer geſchoſſen werden könne. Er gedachte der unverſöhnten Manen Duclercs; er gedachte aber auch des Jammers der Bewohner, und des Urtheils der Nachwelt. Demnach beſchloß er Gerechtigkeit und Rache, Nothwendigkeit und Humanität beſtmöglichſt mit einander zu verſöhnen. Er ſchrieb einen Brief an den Statthalter, ſchilderte lebhaft Duclercs Ermordung und ſeiner Gefährten Mißhandlung. Hinfür begehrte er Auslieferung der Thäter, völlige Genugthuung, Losgabe der Gefangenen und Bezahlung der Koſten dieſes Zuges. Im Weigerungsfalle drohte er der Stadt und ihren Vertheidigern das Aeußerſte.

Der Gouverneur antwortete kalt und ſtolz, ſchlug die Bedingungen ab und erklärte, daß er auf ſeinem Poſten zu ſterben wiſſen werde. Der Franzoſe rüſtete ſich darauf zu energiſchen Maßregeln. „Das Feuer der franzöſiſchen Batte-

rien“ — Herr Taunay möge für uns reden — „fuhr ununterbrochen fort zu wüthen und beſchädigte die Befeſtigungen der Benediktiner außerordentlich. Der Sturm wurde auf den folgenden Morgen feſtgeſetzt. Man benutzte die Finſterniß der Nacht, um einige Schaluppen mit Truppen abzuſchicken, welche der fünf, längs der Küſte kreuzenden portugieſiſchen Schiffe ſich bemächtigen ſollten. Leider erhob ſich nun ein fürchterlicher Sturm und entdeckte ihre Annäherung. Ein mörderiſches Musketenfeuer entwickelte ſich, ohne jedoch die Franzoſen aus der Faſſung zu bringen. Als Duguay-Trouin das Feuer der Schiffe auf die Schaluppen ſich ausſtrömen ſah, brannte er ſelbſt eine Kanone los und gab dadurch das Zeichen, daß alle Batterien zu gleicher Zeit gegen die Stadt ſpielen ſollten.

Dieſer Donner des Geſchützes, noch fürchterlicher durch den natürlichen Donner und den mächtigen Wiederhall der Bucht, der vereinigte Blitz der Feuerſchlünde und der Blitze, — dies alles erfüllte die Bewohner der Stadt mit ungeheurem Schrecken. Himmel, Erde und Hölle ſchienen wider ſie verſchworen. In großer Unordnung flohen ſie, die beſten ihrer Schätze mit ſich ſchleppend, in das Innere des Landes. Das Kriegsvolk ſelbſt und der Generalſtab verließen die Bollwerke. Die Stadt war verlaſſen; aber der Knall des Donners und der Rauch des Geſchützes hatten Duguay-Trouin die Kenntniß dieſer Flucht entzogen.“

Die Einnahme der Stadt war ſomit auf alle Weiſe erleichtert worden. Nur unter den Forts der Benediktiner, lauerte der Minen tücki-

ſches Feuer. Zum Glück noch kam durch Ueberläufer dem Sieger Kunde hievon, und er konnte ſich gegen die hölliſchen Wirkungen ſchützen. Bald hörte die Zerſtörung auf und die Plünderung begann. Nach einer Weile erſt wurde ihr geſteuert (Septbr. 1712).

Nach dem Verluſte der Hauptſtadt, bereitete D. Francisco de Caſtro in einiger Entfernung weitern Widerſtand. Allein fruchtlos. Das Glück und die Umſtände waren wider die Portugieſen. Der Oberſtatthalter erkannte die Nothwendigkeit eines Vergleiches. Die Löſung Rio-Janeiro's ward auf 1,525,000 franzöſiſche Franken feſtgeſetzt, welche binnen funfzehn Tagen erlegt werden mußten. Eben ſo begehrte man über hundert Kiſten Zucker und andere Mundbedürfniſſe für das Kriegsvolk. Als die Summe erlegt und das Uebrige herbeigeſchafft worden war (Octbr. 1712), erlaubte man auch den Kaufleuten, die Waaren wieder zu löſen, deren die Franzoſen ſich bemächtigt hatten. Ueber ſieben und zwanzig Millionen koſtete im Ganzen, nach ziemlich genauer Berechnung, dieſer Zug der Colonie. Reich beladen ſtach Duguay-Trouin nunmehr wieder in die See, und erfreute ſein Vaterland durch die Nachricht von der glänzenden Rache, die er für die Ehre des franzöſiſchen Namens genommen. Leider verlor er unterwegs eines der beſten ſeiner Schiffe durch Sturm (Nov. 1712).

Die portugieſiſche Regierung in Braſilien beſchäftigte ſich nach dem Abzug der ſchlimmen Gäſte ernſtlichſt mit Einbringung des erlittenen Schadens. Der Friede von Utrecht verſöhnte das

Mutterland und die Colonie mit Frankreich wieder und der Handel nahm einen neuen Schwung. Das braſiliſche Gebiet wurde in jenem Frieden ſogar vergrößert und die ausdrückliche Beſtimmung gemacht, daß beide Ufer des Amazonenſtromes Portugal zugehören ſollten, den Franzoſen war hinführo verboten, den Fluß Vicente Pinſon zu überſchreiten, um Sklaven zu machen (1713).

Während jedoch dem Küſtenlande endlich Ruhe geworden, ſtörten die Pauliſten, wegen Erbauung der Stadt Sabara, den Frieden im Innern. Durch Beſtallung eines Oberhauptes aus ihrer eigenen Mitte, welcher unmittelbar unter dem Oberſtatthalter Braſiliens ſtand, verglich das Gouvernement den Span auf die beſonnenſte Weiſe.

Die Pauliſten ließen um dieſe Zeit von ihrem abenteuernden Hange nach und nach ab; ſie beſchäftigten ſich in verſchiedenen Niederlaſſungen mit Induſtrie und ſuchten nunmehr die Früchte ihrer Anſtrengungen zu genießen. Wohnungen, Kirchen, Dörfer, ja Städte erhoben ſich allmählig. Mariana wurde der Mittelpunkt aller Minen und bald auch der Sitz eines Biſchofs. Später erhob ſich Guyaba, ohnweit des Paraguay, durch Reichthum und Pracht mitten in öden Wüſten herrlich (1715). Der Höhepunkt der Minenkultur muß in dieſer Periode geſucht werden.

Trotz dieſes Umſtandes wurde Braſilien ſehr vom Mutterlande vernachläſſigt. Es ſchickte der Colonie nur wenige Manufakturen, als Tauſch, für ſein Gold. Ja, planmäßig arbeitete egoiſtiſche Eiferſucht dahin, die europäiſche Induſtrie den Braſilianern gleichſam verborgen zu halten.

Die verderblichen Folgen, welche die politiſche und intellektuelle, wie die merkantiliſche Kultur ſchwächten, fielen aber eben ſo ſehr auf die Portugieſen zurück und halfen in neueſter Zeit nicht wenig die ewige Trennung befördern.

Um einen Begriff von dem Reichthum dieſer Tage ſich zu machen, darf man nur in Erinnerung bringen, daß allein die erſte von Guyaba ausgelaufene Flottille einen Schatz von 22 Millionen Pfund Goldes brachte. Zwar wurde dieſelbe auf dem Paraguay von einer wilden Völkerſchaft aufgefangen; aber ein großer Theil kam, da dieſe letztere zum Ankauf mancher Bedürfniſſe ſich genöthigt ſah, mehr oder weniger in die Hände der Europäer wieder (1730). Später zog die Krone aus den Minen von Mato Graſſo über 25 Millionen Pfund Gold. Und dennoch war ſolches blos aus ſehr ungeſchickt und mangelhaft vollzogener Sandwaſcherei gewonnen worden. Viele reichhaltige Goldſandminen ſind noch immer nicht gehörig unterſucht oder benutzt. Auch der Bau des einheimiſchen Zuckerrohrs am St. Lorenzo, durch Antonio d'Almeida zuerſt gehörig eingeleitet, erwartet noch ſorgſamere Pflege.

Alle die reichen Naturſchätze des Landes Braſilien bereicherten nicht den Mutterſtaat, welcher auf das unverantwortlichſte den Haushalt dort und hier beſorgte, ſondern blos das gierige England, welches bereits, wie ein rieſenhafter Meerpolyp um Portugal ſich angeſponnen, bis zur neueſten Zeit, wo ihm vergönnt ward, auch die letzten edlen Säfte, durch eine treuloſe und gemeine Politik ohne Gleichen, vielleicht für immer auszuſaugen.

Die Geſchichte der dreißiger und vierziger Jahre iſt für Braſilien äußerſt mager. Die Ereigniſſe mit den Jeſuiten, wegen St. Sagramento wird in der Geſchichte von Paraguay erzählt werden.

Unter Pombals Regierung ſchienen die Sachen der Colonie neuen Schwung nehmen zu wollen. Er verlegte den Sitz der Oberſtatthalterei von St. Salvador nach Rio-Janeiro, beſonders aus Rückſicht ihrer größern Nähe zu den Minas-Geraes. Sein Bruder wirkte, als Generalgouverneur längere Zeit mit Thätigkeit und Erfolg. Die Austreibung der Jeſuiten mag zu den wichtigſten Wohlthaten, in politiſcher Hinſicht, gerechnet werden, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß ſie, wie wir ſchon früher einmal erwähnt, in kulturhiſtoriſcher Beziehung von großen Verdienſten um Braſilien und Paraguay ſind.

Die Civiliſirung der Eingebornen und die Verbeſſerung ihres Zuſtandes beſchäftigten den Kopf jenes großen Mannes ſehr. Die Ductakazes, eine der wichtigſten unabhängigen Nationen, wurden für die Europäer gewonnen (1757). Ihrer bediente man ſich in dem mörderiſchen Kampfe, welchen die Braſilo-Portugieſen mit den Boutocoudes und ihren Verbündeten um das Jahr 1767 zu beſtehen hatten. Damals walteten Diego Labo und Sylva im Lande. Die Minas-Geraes wurden fürchterlich von den tiefgereizten Stämmen verwüſtet, deren Plan auf völlige Austreibung der freiheitmörderiſchen Europäer gegangen war. Die Ductakazes zogen längere Zeit den Kürzern. Dieſe Einzelkämpfe der Coloniſten mit den Wilden und der Wilden unter ſich, die

Raubzüge der Pauliſten ins ſpaniſche Gebiet, die Jeſuitenaffaire und deren Rückwirkungen bilden um dieſe Zeit die Hauptſumme der Begebenheiten in Braſilien. Der monotone Charakter derſelben und das widerliche Gemiſch ewig wiederkehrender Mord= und Raubthaten haben für unſere Leſer wenig Anziehendes. Wir begnügen uns demnach, die Beſitznahme der Provinz Rio Grande durch die Spanier herauszuheben, welche für Portugal, wie für Spanien verhängnißvoll geworden iſt. Die Spanier entriſſen jene Statthalterſchaft ihren Nachbarn wieder und beſetzten, zur Wiedervergeltung, St. Katharina.

Als König Joſé geſtorben und Pombals Macht geſtürzt war, ſchloſſen D. Maria I. und der katholiſche König Frieden und regelten die Gränzen. Braſilien ſollte hinfüro ſüdlich durch den 34. bis 30. Grad, bei der Spitze von Caſtillos, enden; im Norden aber ſich über den Amazonenfluß erſtrecken (1777—1778).

Das wichtigſte Ereigniß in der Geſchichte von Braſilien von jetzt an bis zur Ankunft des königlichen Hauſes von Portugal iſt die Entdeckung der Diamantengruben, von welchen ſpäter, bei Beſchreibung des Landes und ſeiner Merkwürdigkeiten, ausführlicher die Rede ſeyn wird.

Ende des erſten Bändchens.

Digitized by Google

Allgemeine
Historische Taschenbibliothek
für
Jedermann.

Fünf und zwanzigſter Theil.

Braſilien.

Zweites Bändchen.

Dresden
P. G. Hilſcherſche Buchhandlung.
1829.

Digitized by Google

Geſchichte
von
Braſilien.

Von

Dr. Ernſt Münch,
Königl. niederländ. Profeſſor an der Hochſchule zu Lüttich.

Zweites und letztes Bändchen.

Von der Regierung Dom Joào's VI. bis zum Jahre 1828.

Dresden
P. G. Hilſcherſche Buchhandlung.
1829.

Inhalt.

Zweite Abtheilung.

Seite

Erſtes Kapitel. Die Zeiten der Herrſchaft Dom João's VI. bis zur portugieſiſch-braſiliſchen Revolution. 1

Zweites Kapitel. Rückwirkungen der portugieſiſchen Revolution auf Braſilien. — Die Anfänge der braſiliſchen Revolution. — Dom João's Rückkehr. — Dom Pedro I. erſter Kaiſer und immerwährender Vertheidiger von Braſilien. 18

Drittes Kapitel. Die Verhältniſſe des Jahres 1823. — Republikaniſche Umtriebe. — Miniſterwechſel. — Lord Cochrane. — Eroberung von Bahia und Para. — Eröffnung der Wirkſamkeit und Auflöſung des Nationalcongreſſes. 29

Viertes Kapitel. Die Begebenheiten der Jahre 1824 und 1825. Neuer Conſtitutionsentwurf Dom Pedro's und Annahme deſſel-

Seite

ben. — Republikaniſche Reaktion von Pernambuco und Carvalſo's Fall. — Unterhandlungen in Europa und Anerkennung der Selbſtſtändigkeit Braſiliens. 48

Fünftes Kapitel. Dom João's Tod. Die Carta de Lei. Donna Maria, Königin von Portugal. — Die Verträge Braſiliens mit auswärtigen Mächten. — Verhältniß zu Dr. Francia. — Tod der Kaiſerin Maria Leopoldina. Generalverſammlungen von 1826 und 1827. 61

Sechstes Kapitel. Der Krieg mit Buenos-Ayres. — Deſſen Hauptereigniſſe und Ausgang. — Donna Maria wird der portugieſiſchen Krone beraubt. 71

Dritte Abtheilung.

Statiſtik von Braſilien und allgemeine Betrachtungen über daſſelbe. 80

Zweite Abtheilung.

Von der Flucht der Königsfamilie, nach Rio-Janeiro bis zur Empörung des Infanten Don Miguel wider die Königin Donna Maria von Portugal.

Erſtes Kapitel.

Die Zeiten der Herrſchaft D. João's VI. bis zur portugieſiſch-braſiliſchen Revolution.

In der Zeit, als die Günſtlinge eines gutmüthigen und redlichen aber ſchwachgemutheten und leichtgläubigen Fürſten, Villaverde und Vasconcellos, hinter einander, in ihrer Eigenſchaft als Statthalter, das Land Braſilien ausſogen und plünderten, hatten am politiſchen Himmel jene Stürme ſich geſammelt, welche die portugieſiſche Monarchie in ihren Grundfeſten auf lange erſchüttern und der wichtigen Colonie endlich Selbſtſtändigkeit und bürgerliche Freiheit, mittelſt einer Reihe unvorhergeſehener Ereigniſſe, bringen ſollten. Durch die Kurzſichtigkeit und Schlaffheit der Gewalthaber wird nicht ſelten, unerforſchlichen Rathſchlüſſen gemäß, das vollendet, was die Weisheit der Tugendhaften und die Kraft der Freien nimmermehr zu Stande gebracht haben.

Eine gefährliche Verſchwörung, an deren Spitze des Königs Dom João VI. eigenes Eheweib, die gleich ehrgeizige als buhleriſche Donna Carlotta, Portugals ſchlimmer Geiſt von Anfang ihrer Erſcheinung an bis zu den neueſten Tagen, ſtand, hatte den Monarchen wie deſſen, von der Geſammtheit mehr gehaßtem, als geachtetem Miniſter, nicht geringe Gefahr gedroht. Die lange Kette von diplomatiſchen Meineiden und fürſtlichen Verrätheteien im Hauſe Braganza, als deren letzter Ring die meuchelmörderiſche Uſurpation des Prinzen Dom Miguel ſich darſtellt, hatte übrigens, wie die Geſchichte von Portugal auswies, ſchon früher begonnen. Die Chevolade von Mafra, vor der, nach dem Berichte eines glaubwürdigen Engländers*), — alle honette Leute ſich in Acht nahmen, war ſchon um dieſe Zeit äußerſt thätig geweſen; der Gewaltherr der Franzoſen machte durch den beiſpiellos-unmoraliſchen Staatsſtreich, mittelſt welchen Portugal kriegeriſch überzogen und auf beliebige Weiſe unter die Paciscenten von Fontainebleau vertheilt werden ſollte, der Herrſchaft, wie den Intriguen des königlichen Geſchlechts in Portugal zu gleicher Zeit ein Ende. Die nahen Umſtände der merkwürdigen Thronrevolution ſind in der Geſchichte dieſes Landes angegeben und gehörten nicht hieher. Wir kehren zum vertriebenen Hofe in ſeinem neuen Aufenthalte zurück und verfolgen die Spuren ſeiner Wirkſamkeit allda ſo lange, bis die Verhältniſſe abermals von der Colonie nach dem Mut-

*) Vgl. das Ausland (von Cotta) Jahrg. 1829.

terlande ihn heimriefen, bloß nur diesmal über dem Beſitze deſſelben jene erſtere für immer zu verlieren. Inzwiſchen berühren wir vorher noch einmal kurz die der Flucht der Königsfamilie unmittelbar vorausgegangenen Ereigniſſe.

Als der berüchtigte Vertrag von Fontainebleau geſchloſſen, als Englands Argwohn gereizt und der Hof zu Lisboa wenigſtens zum Theil über die ihm drohende Gefahr belehrt worden war, ſtanden dieſem letztern nur zwei Wege offen, entweder den Sturm durch kluge Nachgiebigkeit in die Forderungen des Gegners zu beſchwören, oder kräftig zu ſtehen und ſo lange als möglich, den Grundſätzen der Ehre getreu das ſchändlich mißhandelte Königsrecht zu vertheidigen und auf den Fall gänzlichen Mißlingens zweckdienliche Maßregeln zur Flucht vorzukehren. Beides jedoch unterblieb und der Hof entging nur durch ein Wunder der franzöſiſchen Gefangenſchaft.

Wir verweiſen den Leſer hinſichtlich der kriegeriſchen Begebenheiten des J. 1807 ebenfalls auf die Geſchichte von Portugal, wo dieſelben näher geſchildert worden ſind. Nur dies werde nachgeholt, daß Lord Strangford, der in ſpäterer Zeit zu Conſtantinopel, Petersburg und Rio-Janeiro eine ſo klägliche Rolle zu ſpielen verdammt wurde, den wankelmüthigen und unentſchloſſenen Hof zu Abſendung des Infanten Dom Pedro de Alcantara, Herzogs von Beira und älteſten Sohnes des Prinz-Regenten nach Braſilien, in der Eigenſchaft als Vicekönig, bewirkte. Dom Fernando de Portugal von Valenca, längere Zeit mit dieſer Würde bekleidet, ſollte ihm als

Rath beigegeben werden. Allein dieſer Plan wurde, im Augenblicke der Ausführung, wiederum zurückgenommen. Halbe Maßregeln jeder Art folgten, bis der Moniteur vom 11. November aller Ungewißheit und Zögerung ein Ende machte.

Die Einſchiffung der königlichen Familie und ihrer beſten Koſtbarkeiten, ſo wie einer großen Anzahl getreuer doch muthloſer Portugieſen hatte in den Tagen vom 27. bis 30. deſſelben Monats ſtatt. Die Eskadre der Flüchtigen, durch widerwärtige Winde zurückgehalten, befand ſich noch im Angeſichte von Liſſabon, als Marſchall Junot, an der Spitze der franzöſiſchen Heermaſſen bereits in die Hauptſtadt einrückte. Wenig hatte es gefehlt, ſo wäre das Königshaus mit allen ſeinen Reichthümern und Diamanten, über eine Million rheiniſcher Gulden im Werthe, auch jetzt noch den Siegern in die Hände gefallen. Das ſtumm und willenlos in die Ereigniſſe ſich fügende Volk ſah mit Widerwillen das Verſchwinden dieſer Schätze, die nunmehr der Colonie zufallen ſollten, und es rächte ſich durch Schimpfreden und Steinwürfe an dem Miniſter Araujo, deſſen anmaßender Untüchtigkeit es das Unheil größtentheils zuſchrieb. Es gelang demſelben erſt in der Nacht, ſich ebenfalls nach Braſilien einzuſchiffen. Nur wenige Edle zählte man unter den Portugieſen, welche dem Hofe nach Amerika gefolgt, darunter: Cadaval, Alegrete, Anjeja, Bellas, Lavradio, Pombal, Torres, Novas, Vagos, St. Miguel, Lumiares, Belmonte, Caparica, Cavalleiros, Pombeiro, Vedondo, Anadia, Araujo, Portugal, Almeida und Souza. Die Ge-

neräle Forbes und Napion und der Profeſſor Picanco gehörten zu den übrigen ausgezeichneten Perſonen.

Die am 30. November abgeſegelte Flotte war auf das ſchlechteſte bemannt und kaum zur Noth mit den gewöhnlichſten Bedürfniſſen verſehen. Die verkehrten Maßregeln der Ausrüſtung ließen das Schlimmſte befürchten und ein heftiger Sturm vermehrte noch, wenige Tage nach der Abreiſe von Liſſabon, die Gefahr. Endlich trat günſtigeres Wetter ein, und man erreichte Bahia ohne fernere Unfälle (Jänner 1808).

Das Volk daſelbſt empfing die erlauchten Flüchtlinge mit allgemeinem Jubel. Zwei Monate von ihrer Ausſchiffung an, verſtrichen in der Stadt ſo angenehm, als unter den damals waltenden Umſtänden Freudenbezeigungen Eingang finden konnten. Im dritten Monate ſegelte der Hof weiter gen Rio-Janeiro. Hier wurde der Sitz der neuen Regierung aufgeſchlagen. Der Regent und die königliche Familie fanden auch hier die Braſilier jubelnd über eine Wendung der Dinge, welche dem Mutterlande Elend und Erniedrigung, ihnen ſelbſt aber Bedeutſamkeit und Flor brachte.

Ein Theil der engliſchen Eskadre, welche die portugieſiſche Flottille begleitet hatte, war von Bahia mit nach Rio-Janeiro gefolgt. Die Einwohner Bahia's hatten vergeblich Schritte dafür gethan, daß der künftige Beherrſcher ſeinen Sitz bei ihnen aufſchlagen möchte; die Lage der andern Stadt bedingte nothwendigerweiſe ihre Wahl.

Der Hof ergriff nun eine Menge von Maßregeln, die für Braſilien von höchſter Bedeutſamkeit wurden. Vom 28. Jänner 1808 an er-

ſchloſſen ſich die Häfen des neuen Reiches allen befreundeten Nationen, und gegen eine Abgabe von 24 Procent durften alle fremden Waaren eingeführt werden. Die Engländer überſchwemmten das Land alsbald mit ihren Erzeugniſſen, knüpften nach allen Seiten Verbindungen an und gründeten Geſellſchaften und Niederlaſſungen.

Am 12. Oktober ſchuf der Prinz-Regent eine Bank, welche anfänglich große Hoffnungen gab, nachmals aber, wegen gewaltſamen Verfahrens der Regierung und übler Wirthſchaft der Direction, zu einer Quelle von Unglück und zur Zerſtörerin des Credits wurde. Die Einführung von Papiergeld, jener machiavelliſtiſchen Methode, die Leute planmäßig um ihr Geld und um ihren Glauben an Treue und Rechtſchaffenheit in der Welt zu bringen, war eine der nächſten Folgen davon.

Eine andere wichtige Verordnung folgte am 25. des Wintermonats. Allen Fremden, welche in Braſilien ſich niederlaſſen und Ackerbau treiben würden, verhieß man unentgeltlich Landſtrecken. Aber es war dieſelbe nicht von dem gehofften Erfolge begleitet. Der Ackerbau, bisher blos von Sklaven betrieben, ſchien den Eingebornen allzu verächtlich; die fremden Anſiedler aber fühlten nicht ſelten ſich an Mitteln zu ſchwach, um jene koſtbare Hülfe aus Afrika ſich verſchaffen zu können; und da überdies die beſſern Theile des Landes an der Meerküſte und an den Seen längſt ihre Beſitzer hatten, ſo mußten die Beſchenkten mit Schwierigkeiten ohne Ende ringen, denen ſie meiſt erlagen. Das war beſonders mit den eingewanderten Schweizern und Deutſchen der Fall, wovon ſpäter die Rede ſeyn wird.

Ein ungeheurer Mißgriff der braſiliſchen Regierung war der Ankauf von Uebelthätern auf den ſizilianiſchen Galeeren. Anſiedler von dieſer Art, aus einem Lande, wo die Mehrzahl der ſogenannten honetten Leute nur aus halbciviliſirtem Geſindel beſteht, mußten den nachtheiligſten moraliſchen Einfluß auf Braſilien üben, ohne von einer andern Seite auch nur im Geringſten den phyſiſchen Zuſtand deſſelben zu verbeſſern. Nachdem jene Leute in einem Lande, wo die Natur das Meiſte thut, Mord und Diebſtahl der Arbeit vorgezogen, konnte ein völlig unangebauter Boden, zu deſſen Anbau man ſie jetzt verwendete, noch weniger diejenigen anlocken, welche durch alle Verirrungen der Menſchheit hindurch gegangen waren.

Unter den fernern Anſtalten, welche die Regierung traf, müſſen wir auch die Schule für Arznei- und Wundarzneikunſt rechnen, die zu Rio-Janeiro errichtet wurde. Sie gedieh aber lange Zeit zu keiner Blüthe und die meiſten Jünglinge, welche dieſem Berufe ſich zu widmen gedachten, beſuchten europäiſche Anſtalten von bewährtem Rufe. Nachmals, als die Verhältniſſe ſich geändert und Frankreich wieder zugänglich geworden, war es beſonders Paris, wohin die Lehrbegierigen aus reichen Häuſern hinſtrömten.

An die Arzneiſchule ſchloß ſich die Errichtung einer königlichen Druckerei; bis zu dieſem Jahre hatte man in der braſiliſchen Hauptſtadt noch keine geſehen; ein Beweis, wie tief die Geiſtesbildung unter dem Einfluß der ultramontaniſch-katholiſchen Prieſterſchaft geſtanden. Einen ſolchen Zuſtand gerade, nach ſardiniſch-ſpaniſchem

Zuſchnitt, möchte die abſolutiſtiſche Partei, die den Mörder Dom Miguel zum König erhoben, auch in Portugal wieder einführen, wie alle Anſtalten erwarten laſſen. Etwas ſpäter kam ein chemiſches Laboratorium, ein phyſikaliſches Cabinet, eine Militairſchule, ein Marine-Inſtitut, verſchiedene Pulvermühlen und ſelbſt einige Fabriken (für Fayence, Glas, Eiſen u. ſ. w.). Die meiſten dieſer Anſtalten waren jedoch durch die Anſtrengungen von Fremden zu Stande gekommen.

Nicht minder wichtig für die Verbeſſerung des bürgerlichen und moraliſchen Lebens ſchienen die Obergerichtshöfe und andere Verwaltungsbehörden, welche hinter einander nach und nach von dem Regenten nach portugieſiſchem Zuſchnitt eingeführt wurden.

Am 2. Mai des Jahres 1808 erklärte der Prinz-Regent alle zwiſchen der Krone Portugal und dem Kaiſer der Franzoſen geſchloſſenen Verträge für null und nichtig; darunter beſonders die von Badajoz und Madrid, (1801) und den Neutralitätsvertrag von 1804; er verhieß ferner, keinen Frieden mit dem Räuber ſeiner Krone zu ſchließen, außer im Einverſtändniß mit ſeinem älteſtem und getreueſtem Verbündeten, dem Könige von Großbritannien, und zu keiner Zeit in eine Abtretung von Portugal, als dem erſten und älteſten Erbtheil des Hauſes Braganza, zu willigen.

Das Jahr darauf (1809) überreichte ſeine Gemahlin, die Prinzeſſin Joacquina Carlota, in der Eigenſchaft als Infantin von Spanien, gemeinſam mit dem Infanten Dom Pedro Carlos, dem Regenten eine Denkſchrift, worin ſie

ihn zur Beſchützung der Rechte des Hauſes Bourbon auf die ſpaniſche, von Napoleon in Beſitz genommene, Krone anflehte. Dom João antwortete durch einen Aufruf, in welchem er ſich verbindlich machte, aus allen ſeinen Kräften zu Herſtellung jener Rechte mitzuwirken. Er verfehlte jedoch darin keineswegs das bittere Gefühl der Erinnerung an die Untreue, welche das ſpaniſche Königshaus gegen die Dynaſtie Braganza begangen, als es franzöſiſchen Streitkräften willig den Durchzug wider Portugal geſtattete und endlich ſogar mit dem Kaiſer Napoleon zur Beſitznahme dieſes Landes ſich vereinigte.

Nach dieſen diplomatiſchen Gefechten, erſchienen zu Rio-Janeiro die Geſandten mehrerer fremden Mächte und für England Lord Strangford.

Mittlerweile (1810) entwickelte ſich auf der pyrenäiſchen Halbinſel eine Reihe weltgeſchichtlicher Begebenheiten. Der Hof von Rio-Janeiro bot in dieſer Periode wenig Intereſſe dar und war bei dem größten Theile der Europäer wie verſchollen. Erſt das Jahr 1810 wird wiederum einigermaßen merkwürdig, zuerſt durch den Handels- und Schiffahrtsvertrag mit England, welcher am 19. Hornung von braſiliſcher Seite, und am 19. Juni von Seite des Prinz-Regenten von Großbritannien unterzeichnet wurde. Alle Vortheile darin waren aber faſt gänzlich auf Seite Englands; der ungeheure Leichtſinn des Grafen Linhares hatte die Möglichkeit des Wiedergewinnes von Portugal nicht bedacht und geradezu alles preisgegeben, was nur immer der Unterhändler des Cabinets von St. James fordern mochte. Die Eingangszölle auf engliſche Waaren

wurden von 24 Procent auf 15 herunter geſetzt, während die aus Portugal ſelbſt kommenden 16 Procent bezahlen mußten. Die Britten wußten auch was andere Dinge betraf, alles ſo zu drehen, daß die Beſtimmungen des einen Artikels, welcher 24 Procent Eingangszoll verfügte, auch auf den, der bloß von 15 Procent ſprach, angewendet werden konnten. Der ganze Vertrag überhaupt war mit ſeltener Zweideutigkeit abgefaßt und beurkundete die unedelſte und ſchmutzigſte Habgier, mit der nur immer ein alter, mächtiger Verbündeter die Noth eines Geringern ſich zu Nutzen zu machen und ſeine Hülfeleiſtung ſich mit Wucher bezahlen zu laſſen eilt. Der Vertrag von 1810, welcher, vermöge einer ausdrücklichen Beſtimmung, niemals in den Hauptgrundlagen eine Abänderung, ſondern nur im Einzelnen Ermäßigungen erleiden ſollte, überlieferte Portugal in commerzieller Hinſicht für immer blindlings in die Hände Englands, und dieſes Land, ſeit der Geiſt ſeines Cannings es verlaſſen, iſt zu ſeiner alten Politik wieder herabgeſunken, welche durch machiavelliſtiſche Mittel jeder Art, ſeinen Handelsvortheilen, ſeinen Tories und ſeinem religiöſen Wahnſinn, die öffentliche Moral, die Rechte und Freiheiten anderer Völker, nach Befund der Umſtände willig opfern läßt. Für die Beibehaltung dieſes Handelsvertrages wird es, da es von der wiedererwachten und verfaſſungsmäßigen Regierung alles zu fürchten hat, ſelbſt einen Thronräuber und Mörder endlich anerkennen, nachdem es bereits auf die getreuen Diener der rechtmäßigen Königin und auf die Vertheidiger der Legitimität, allem Völkerrecht zum Hohne, mit Kanonen gefeuert

hat. Aber wir kehren zu dem Gang der Begebenheiten zurück, zu den Tagen des „Fluches und des Unrechts", welche nun durch unſere gegenwärtige Periode des „Heils und der Gerechtigkeit" ſo ruhmvoll erſetzt ſind und zu welchen die Scene vor Terceira der neueſte praktiſche Commentar geworden.

Nach den denkwürdigen Ereigniſſen des Jahres 1814 ernannte der Prinz-Regent von Braſilien einen Abgeordneten zum Monarchencongreß von Wien. Der Marquis von Palmella vertrat hier die Intereſſen Portugals; der Graf von Funchal unterſchrieb den Pariſer Frieden mit. Man verhieß den Franzoſen das entriſſene Cayenne zurückzugeben und als künftige Gränze der Guyana den Fluß Oyapol anzunehmen, gemäß der Beſtimmungen des Friedens von Utrecht. Dagegen machten die verbündeten Mächte ſich anheiſchig, bei Sr. katholiſchen Majeſtät die Rückgabe der Gränzfeſtung Olivenza an Portugal zu erwirken.

Im übrigen wurden die Intereſſen Portugals von dem Herzog von Wellington auf jegliche Weiſe vernachläſſigt, ob er gleich zum Beſchützer eines Landes ſich aufwarf, in welchem er ſeine Hauptlorbeeren gewonnen hatte. Dieſer Kriegsmann und Torie, von eben ſo gemeiner Geſinnung im Frieden, als vieler Tapferkeit (vielleicht noch größern Glück) im Kriege, ſoll vielfach wiederholter Sage zufolge, durch Dinge beſtimmt worden ſeyn, denen er niemals ganz unzugänglich geblieben. Die Diamanten Portugals befanden ſich damals noch zu Rio-Janeiro. Man behauptet, ſie hätten im Jahre 1828 von Liſſa-

von aus nicht geringe Wunder bewirkt und durch die Kraft politiſch-chemiſcher Verwandlungen das Schwarze weiß, das Rothe grün gemacht. So haben zum mindeſten engliſche Blätter vor allem Volke behauptet und niemand hat ihnen widerſprochen.

Der Regent von Portugal und Braſilien erhielt für die ungeheuren Opfer, welche er der Sache der Legitimität gebracht, nur eine unbedeutende Entſchädigung; deſto glänzender ließ ſich der Held von Vittoria von der Regentſchaft zu Liſſabon (dem blind ergebenen Geſchöpfe ſeiner Macht) ſich für geleiſtete Dienſte bezahlen; das erhaltene Geſchenk betrug bei weitem mehr, als das Land ſelbſt für ſeine Verluſte an Geld erhalten hatte. Dieſe Geſinnung war ganz eines Mannes würdig, welcher die von einem der größten neuern Meiſter gefertigte Bildſäule ſeines beſiegten Feindes, des Kaiſers Napoleon, nur an ſich kaufte, um unter der Stiege eines Landhauſes, ſeine Verachtung gegen das Andenken deſſelben, d. h. die Verachtung ſeiner ſelbſt, auffallend zu bezeugen.

Der Prinz-Regent gab im Jahre 1815 ſeine Genehmigung den zwei Verträgen, welche die Miniſter von Braſilien und Portugal mit den Botſchaftern von England abgeſchloſſen, und deren einer eine Art Schadloshaltung für die von letzterer Macht ungeſetzlich *) weggenommenen Negerſchiffe, der andere aber die Bedingungen enthielt, unter wel-

*) Mit Bedauern und Abſcheu gebrauchen wir noch dies Wort für jene Zeit, bei einer Sache, welche die bitterſte Ironie auf Chriſtenthum und Kultur auch jetzt noch iſt.

chen es Portugal und Braſilien noch verſtattet ſeyn ſollte, den Negerhandel an gewiſſen Punkten der afrikaniſchen Küſte, im Süden der Linie, fortzuſetzen. Man ſieht, wie weich und elaſtiſch die politiſche Philanthropie damals noch war, welche gegen den von der ganzen gebildeten Welt (mit Ausnahme einiger nordamerikaniſchen Krämerſtaaten und den franzöſiſch-ſpaniſchen Abſolutiſten) verworfenen und verfluchten Mißbrauch, ſich endlich erhoben, und zwar viel zu ſpät ſich erhoben, als daß ihr noch irgend ein Verdienſt hierbei hätte angerechnet werden können. Die Beſtimmungen wegen des Sklavenhandels, die Pacification von Griechenland und die Emancipation der Irländer ſind Akte gebieteriſcher Nothwendigkeit, die von der Diplomatie der Tories von Großbritannien und Vieler unſeres Feſtlandes nur deshalb unternommen, um größere Attentate gegen die Rechte der Menſchheit und gegen die Freiheiten der Völker kunſtvoll und durch einen Anſtrich von Sentimentalität (die auf dem Angeſichte vieler Diplomaten ſtets zur Carrikatur wird), zu verſchleiern.

Um dieſelbe Zeit pflichtete der Prinz-Regent auch den Maßregeln vom 25. März, hinſichtlich Napoleons, bei.

Am 17. December 1815 erhob Dom João Braſilien zum Range eines Königreichs und indem er ſeinen Staaten den Titel eines „vereinigten Königreiches“ von Portugal, Braſilien und Algarbien gab. Sämmtliche Mächte von Europa, bemerkt ſein engliſcher Biograph ironiſch, beeilten ſich dieſen neuen Titel anzuerkennen, und wünſchten dem Prinzen Glück zur Weisheit dieſer Maßregel Als das Jahr darauf

16 März 1816 die Königin Donna Maria I., deren geſunde und wahnſinnige Periode über Portugal gleich viel Unglück gebracht, endlich geſtorben, nahm ihr Sohn den königlichen Titel an. Die Krönung und Ausrufung ſelbſt jedoch gingen erſt zwei Jahre ſpäter vor ſich.

Gegen Ende d. J. 1815 hatte Dom João mit dem ſpaniſchen Hofe jene unglückſelige Doppelheirath geſchloſſen, welche ebenfalls zu der Reihe von Urſachen der politiſchen und moraliſchen Anarchie in Portugal gehört, die ihren Mittelpunkt in der blutigen Tyrannei des Rebellen Dom Miguel gefunden hat. Die eine der Töchter wurde mit Dom Ferdinand dem Könige, die andere mit deſſen fanatiſchem Bruder Dom Carlos vermählt. Schon von dieſer Zeit an nahm das ſchimpfliche Intriguenſpiel überhand, durch welches die portugieſiſchen Prinzeſſinnen, nicht zufrieden mit dem Elende der ſpaniſchen Nation auch auf ihr altes Vaterland, im Intereſſe der apoſtoliſchen Parthei, zurück zu wirken ſuchten.

Die Bande des Blutes hielten jedoch gleichwohl die Politik keineswegs ab, daß ſie nicht einen Staatsſtreich erſter Klaſſe beging. Der Hof von Rio-Janeiro ließ, obgleich mitten im tiefſten Frieden mit Spanien, Montevideo nebſt allem Gebiet am öſtlichen Ufer des La Plata, verſteht ſich nur proviſoriſch, durch ſeine Truppen in Beſitz nehmen; zugleich jedoch erklären, daß man keinen Augenblick die unbezweifelten Rechte Spaniens auf die Banda Oriental verkenne, übrigens durch die Lage der Dinge genöthigt ſey, dieſe Landſchaft ſo lange kriegeriſch beſetzt zu halten, als der Kampf zwiſchen Spanien und ſeinen empörten Colonien

die Sicherheit des braſiliſchen Gebietes bedroht werde.

Dem Hofe von Rio-Janeiro fehlte es nicht an Rechtstiteln, jedoch aus einer frühern Periode, die von der gegenwärtigen ganz verſchieden war. Die Regentſchaft von Cadix hatte im Jahre 1811 mit Einwilligung einer Prinzeſſin des regierenden Hauſes von Spanien, den portugieſiſchen Monarchen förmlich aufgefordert, Montevideo um jeden Preis nicht in die Hände der Inſurgenten fallen zu laſſen. Das Miniſterium des wiedereingeſetzten Königs wollte jedoch nichts mehr von ſolcher freundnachbarlicher Sorgfalt wiſſen und empfand die nachmals verweigerte Herausgabe der wichtigen Provinz ſehr übel. Es brachte ſeine Klagen vor die großen Mächte, Oeſterreich, England, Rußland, Frankreich und Preußen, welche in einer, von Paris aus datirten und von ihren ſämmtlichen Großbotſchaftern unterzeichneten Note, ſich als Vermittler zwiſchen beiden Höfen ankündigten. Allein die Sache wurde deſſen ohngeachtet nicht in's Reine gebracht. Montevideo blieb in braſiliſch-portugieſiſcher Gewalt. Es war eine, dem Könige Dom Joào freilich vortheilhafte Entſchädigung für Olivenza. So rächte die eine Untreue mit bitterer Ironie die andere. Aber Portugal und Braſilien ſelbſt brachte der wichtige Beſitz der Banda Oriental dennoch in der Folge mehr Unheil, als Segen. Er lähmte durch den hierüber mit Buenos-Ayres entſtandenen Krieg, die Kräfte des jugendlichen Kaiſerſtaates und hinderte den Monarchen, deſſen königliche Tochter in Europa von ihrem Oheim des Thrones beraubt und von der Diplomatie des Toryminiſteriums Wellington

ſchimpflich verlaſſen wurde, ſein und ſeiner Tochter unbeſtreitbares Recht gegen den Einbruch und die Tyrannei des Räubers durchzufechten. So entſprießt immer dem einen Unrecht in wucheriſcher Blüthe das andere.

Nicht lange darauf, im März des Jahres 1817 bedrohte eine gefährliche Verſchwörung den Thron Dom Joàos VI. in Braſilien. Ein geborner Portugieſe, Domingos Joſè Martins, welcher längere Zeit in London ſich aufgehalten und durch den Anblick glücklicher Aufſtände in Mittel- und Südamerika für republikaniſche Intereſſen Antrieb zur Nacheiferung erhalten hatte, ſtellte ſich an die Spitze einer Abtheilung braſiliſcher Patrioten, welche die gleiche Regierungsform auch in ihrem Vaterlande eingeführt wünſchten. Zu Pernambucko brach die erſte Bewegung aus; ſie verbreitete ſich bis Bahia und auch nach mehrern andern Städten, wo die Verſchworenen Anhänger zählten. Schnelle und kräftige Maßregeln wurden zu Dämpfung des Feuers noch im Beginn ergriffen. Der Statthalter Bahia's, Graf von Arcos, erließ einen energiſchen Aufruf. Zugleich belagerte er Pernambucko zu Land und zur See. Die Beſatzung zog aus den Thoren, den königlichen Truppen ein entſcheidendes Treffen zu liefern; allein ſie wurden um dieſelbe Zeit geſchlagen, als die Marineſoldaten, dem Könige getreu, auch der Stadt ſich bemächtigten.

Auf dieſen unglückſeligen Ausgang folgte die Hinrichtung der vorzüglichſten Häupter des Aufſtandes. Einer derſelben, Martins ſelbſt, endete auf das Muthvollſte — ein Mönch, kam den Richtern durch Selbſtmord zuvor. Eine Menge reicher

Kaufleute und Güterbeſitzer, welche Theil genommen, verdankten der blutigen Großmuth des Grafen Arcos ihr Heil, welcher die Sache, nachdem die unrettbaren Opfer gefallen, beſtmöglichſt zu unterdrücken ſuchte.

Deſſen ungeachtet blieben noch immer viele Einwohner in Gefängniſſen, deren Beſchaffenheit, wenn man auch das Ungemach des Climas nicht rechnet, ſchon mehr als ſchrecklich auf den phyſiſchen Zuſtand der Betroffenen einwirkte und ſchrecklicher war, als ein ſchneller Tod.

Ihr Beiſpiel ging jedoch nicht verloren. Die politiſchen Ideen mehrten und ſtärkten ſich fortwährend durch das, was jenſeits dem La Plata ſich ereignete. Die Revolution aber, welche im Mutterlande ſelbſt im Jahre 1820 unerwartet ausbrach, gab den braſiliſchen Patrioten plötzlich Hoffnung, Loſung, Entſchloſſenheit und für ihre heißen Wünſche einen Mittelpunkt.

Zweites Kapitel.

Rückwirkungen der portugieſiſchen Revolution auf Braſilien. — Die Anfänge der braſiliſchen Revolution. — D. João's Rückkehr. — Dom Pedro I. erſter Kaiſer und immerwährender Vertheidiger von Braſilien.

Im dritten Jahre, ſeit der Marſchall Beresford eines unbequemen Nebenbuhlers in Gomez Freyre d' Andrades ſich entledigt hatte, brach das erbitterte Volk die Ketten der Fremden, mittelſt eines Soldatenaufſtandes zu O' Porto, und Cortes, nach dem Muſter der ſpaniſchen von Cadix, wurden eingeführt. Der Hof zu Rio-Janeiro, in der großen Beſtürzung und in der bittern Wahl über die zu ergreifenden Maßregeln, entſchied ſich für die mildern, und verhieß in einem Schreiben an die früher eingeſetzte Regentſchaft zu Liſſabon jedem der beiden Länder, Braſilien und Portugal eine abgeſonderte Regierung zu geben. Dieſe Maßregeln kamen aber für beide zu ſpät (27. Okt. 1820). Die Portugieſen fuhren in ihrem Unternehmen fort und die Braſilier ſahen ſich zu einem ähnlichen ermuntert.

Auch hier ging die Revolution von dem Kriegsvolke aus; doch hatten alle denkenden und begüterten Menſchen ſchon längſt in Gedanken ihr gehuldigt. Drei Linienregimenter und ein Milizregiment, ſo wie einige Compagnien Reiterei und Artillerie entſchieden in der Provinz Para. Man ſetzte eine Junta ein und bekannte ſich feierlich zu einer Verfaſſung, die noch nicht geſchaffen war. Man

benachrichtigte davon zu gleicher Zeit (Jan. 1821) den König und die Cortes von Liſſabon, mit denen man anfänglich noch gemeinſame Sache zu machen beſchloſſen hatte. Bahia und andere Städte folgten. Auch hier erklärte eine proviſoriſche Regierung die Anhänglichkeit des Volkes an der Dynaſtie Braganza, ſo wie deſſen Begeiſterung für die zu erwartende Conſtitution.

Pernambuco blieb nicht lange zurück. Eine Verſammlung von Notablen und Abgeordneten aller Stände, trat der Nationalbewegung bei. Schon konnte man für den Gehorſam von Rio-Janeiro ſelbſt nicht mehr bürgen.

Das Miniſterium, zwiſchen Arcos und Villanuova in ſeinen Anſichten zertheilt, beeilte ſich, nach langem Schwanken, durch das Verſprechen der Einführung eines eigenen Parliamentes für Braſilien, Madeira und die Azoren, den drohenden Sturm zu beſchwören. Allein alle Anſtalten kamen viel zu ſpät.

Am 26. Februar geſchah der erſte Ausbruch zu Rio-Janeiro. Schreckliche Dinge bereiteten ſich; Dom Pedro der Kronprinz, allein verhinderte das Aeußerſte dadurch, daß des Königs Beitritt zur portugieſiſchen Verfaſſung bekannt gemacht wurde. In des Vaters Namen beſchwor jener ſofort das zu entwerfende Grundgeſetz, und wurde von dem Volke mit ungeheuerm Jubel empfangen. Das Geſchehene berichtete man ſofort auf der Stelle amtlich nach Liſſabon. Der König verpflichtete ſich, die Conſtitution in Braſilien und allen übrigen, der Krone zugehörigen Ländern, wie in Portugal ſelbſt, einzuführen.

Bald hierauf beſtimmten jedoch außer den Auf-

forderungen der Gewalthaber in Portugal, den Monarchen politiſche Gründe verſchiedener Art, die Rückreiſe nach Europa anzutreten und in dem ſo lange verlaſſenen Liſſabon ſeinen Herrſcherſitz wieder aufzuſchlagen. Dom João, nachdem er ſeinen Sohn Dom Pedro zum Regenten mit unbeſchränkter Vollmacht ernannt, ordnete die Wahl von Mitgliedern zu den Cortes an, welche ihn begleiten ſollten. Zugleich erklärte er in einem öffentlichen Aufruf, daß er von freien Stücken die Verfaſſung annehme und jeden Schritt von der Politik des Auslandes gegen dieſelbe, als einen empörenden Angriff auf ſeine Krone betrachten werde.

Gleich bei Eröffnung der Wahlen, ſomit unmittelbar vor der Abreiſe des Königs, begaben ſich allerlei wilde Auftritte zu Rio-Janeiro. Man hatte Gerüchte von einer Gegenrevolution unter das Publikum gebracht. Das Volk, dadurch in Beſorgniſſe geſetzt, forderte auf tumultuariſche Weiſe, die von vielen gewünſchte ſpaniſche Verfaſſung. Dom Pedro aber, deſſen energiſchen Charakter wir noch ſpäter oftmals kennen zu lernen, Gelegenheit haben werden, ſtellte ſich an die Spitze einer getreuen Abtheilung Truppen und dämpfte den Aufſtand. Der König ſchiffte ſich hierauf ohne längere Säumniß ein.

Zur Zeit dieſer Begebniſſe zählte das große Land Braſilien nicht viel über fünf Millionen Einwohner. Gleichwohl war die Bevölkerung, im Verhältniß zu frühern Zeiten, mächtig geſtiegen und ließ bei zweckmäßiger Verwaltung immer größere Fortſchritte hoffen. Ueberdies war in dem Charakter der Einwohner eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Die franzöſiſche Re-

volution, der Aufenthalt des Königshauſes, der innigere Verkehr mit Fremden, Franzoſen, Engländern, Deutſchen und Schweizern, hatten eine Menge neuer Ideen in Umlauf gebracht. Das Beiſpiel der amerikaniſchen Staaten und Haytis reizte. Der Gedanke an Selbſtſtändigkeit gleich dieſen, war nach und nach unter den einflußreichern Klaſſen erwacht. Für Begründung einer anſtändigern Nationalität und geſetzmäßigern Verwaltung herrſchte nur ein Gefühl; über die Frage allein: ob unter monarchiſch=conſtitutioneller, ob unter republikaniſcher Form, ob vereinigt mit Portugal, ob getrennt von demſelben, theilten ſich die Anſichten und bildeten ſich Parteien. Die Braſilier befanden ſich übrigens immerhin in einer kritiſchen Lage wegen des Mißverhältniſſes der weißen Bevölkerung zur ſchwarzen und farbigen. Erſtere zählte kaum eine Million Menſchen. Dieſer Umſtand mußte natürlicherweiſe in manchen Schritten und Beſchlüſſen wiederum zu Ermäßigungen beſtimmen und den Gang der Ereigniſſe vielfach erſchweren.

Das Syſtem, welches der Hof, nach ſeiner Rückkehr in Liſſabon, und die Cortes ſelbſt gegen Braſilien annahmen, diente auf alle Weiſe dazu, den Nationalhaß der Colonie gegen das Mutterland, welches ſo lange Zeit, moraliſch und commerziell ſie unterdrückt hatte, ſtärker anzufachen und die verſchiedenartigſten Intereſſen zu dem einen Hauptziel der Trennung zu vereinigen. Ja durch eine wunderbare Verkettung von Umſtänden wurde der älteſte Sohn des Königs ſelbſt, der muthmaßliche Thronerbe beider Länder, wider Willen genöthigt, für eine neue Ordnung der

Dinge, gegen das alte Vaterland, gegen den eigenen Vater ſich zu erklären und den einen Staat dem andern aufzuopfern, um am Ende nicht beide zugleich ſich ſelbſt und ſeinem Hauſe zu verlieren.

Die Braſilier hatten im Anfang ihrer Revolution wirklich mit edlem Vertrauen ihren portugieſiſchen Brüdern ſich angeſchloſſen, und die ſchmeichelnden Anerbieten des Hofes, welcher durch Ertheilung eines eigenen Parliaments und mancherlei Freiheiten, von der gemeinſamen Sache ſie abziehen wollte, abgelehnt. Es ſchien, daß zu Liſſabon auch eine Zeitlang dieſe Geſinnung anerkannt wurde. Die Aufrufe der Cortes enthielten allerlei von der Unzertrennlichkeit der großen portugieſiſchen Familie und von ihrem Gefühl, nach dem ſie nicht eher ſich frei betrachteten, als die Braſilier ebenfalls es wären. Allein die alten Nationalvorurtheile äußerten ſich bald in ihrer ganzen alten Stärke. Man fing in dem Congreſſe zu Liſſabon an, Braſilien wieder als abhängige Colonie zu betrachten, welche wohl zufrieden ſeyn dürfte mit Erhaltung einiger Theilnahme an der gemeinſamen National-Repräſentation. Mehrere Junten wurden für die verſchiedenen Provinzen Braſiliens eingeſetzt, welche, je nach der Größe dieſer letztern, aus fünf bis ſieben Mitgliedern beſtanden; 1,600,000 Reis ſollten ſämmtliche Unkoſten der Verwaltung decken; eine Ungereimtheit und Beſchimpfung, die jedermann in die Augen ſprang und von den Braſiliern nicht ſo leicht vergeſſen wurde.

Nach dieſem riefen die Cortes auch den Dom Pedro, in deſſen Abſichten ſie großes Mißtrauen

ſetzten, durch ein förmliches Dekret zurück, verboten ihm jedoch zu gleicher Zeit, Truppen mitzubringen. Andrerſeits rüſtete man zu Lisboa eine Flotte aus, um neues Kriegsvolk nach Braſilien überzuführen und das in der Colonie bereits befindliche, auf deſſen Treue man nicht mehr ſo ganz baute, abzulöſen. Alle dieſe Dinge waren mit großer Unkenntniß der Verhältniſſe von Männern vorgenommen, welche allzu ſicher Menſchen und Begebenheiten von ihrem Zimmer aus zu leiten und umzugießen hofften.

Inzwiſchen hatte der öffentliche Geiſt ſo mannichfache Veränderungen erfahren, daß alle Verordnungen von obiger Art nur dazu dienten, die Flamme heftiger anzublaſen und die revolutionäre Kraft zu ſtärken. Auch Montevideo war dem Beiſpiel der übrigen Provinzen gefolgt. Das Kriegsvolk ging auch hier voran; der General Lecor, oberſter Befehlshaber in der Banda Oriental widerſetzte ſich nicht. Das Militair begehrte dringlich die Heimkehr nach Portugal. Man verſprach ſolche und ſchiffte einen Theil wirklich nach Rio-Janeiro ein. Kaum waren dieſe Truppen jedoch daſelbſt angelangt, als ſie gemeinſame Sache mit der Exaltados machten, die unverzügliche Beſchwörung der portugieſiſchen Conſtitution, die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung, die Freiheit aller wegen politiſcher Meinungen Verhafteten und die Entlaſſung des verhaßten Miniſters, zumal des auch in Liſſabon bereits ſchwarz angeſchriebenen Grafen Arcos verlangten.

Der Prinz-Regent fand für angemeſſen, mehrere der mit großem Ungeſtüm geſtellten Forderun-

gen zu befriedigen. Arcos ward nach Portugal eingeſchifft; eine Junta von neun Mitgliedern, unter dem Vorſitze eines Biſchofs, Capedao Mor, mit ausgedehnten Vollmachten trat zuſammen. Sie erklärte unverbrüchliche Treue gegen das Haus Braganza und das conſtitutionelle Syſtem; eben ſo den Entſchluß, die alten Bruderbande mit Portugal ungetrennt zu erhalten; die Junta von Bahia äußerte Gleiches. Nur zu Pernambuco war die Mehrzahl der Männer des Tages gegen alle Verbindung mit Rio-Janeiro geſtimmt. Sie träumten von einem braſiliſchen föderativen Freiſtaat. Alle Europäer die nicht den Gewalthabern ſich anſchloſſen, wurden verfolgt. Man handelte mit ungewöhnlicher Energie und Conſequenz in allen Maßregeln. Die ganze Landſchaft erhielt neue Behörden und republikaniſche Einrichtungen. An der Spitze dieſer demokratiſchen Bewegungen ſtanden beſonders einige einflußreiche Prieſter, welche den Tod theurer Anverwandten zu beklagen und zu rächen hatte. Die Theokratie und die Demagogie haben ſich in Amerika wie in Europa noch immer in gewiſſen Punkten zurecht gefunden und Belgien iſt nicht das einzige Land, wo dieſer Fall ſtatt gefunden hat.

Braſilien befand ſich um dieſe Zeit in allgemeiner furchtbarer Gährung. Die verſchiedenartigſten Elemente rangen unter ſich um die Bemeiſterung der neuen Ordnung der Dinge. Alt-Portugieſen wider Braſilier, Monarchiſten wider Republikaner, Weiße gegen Schwarze und Farbige ſtanden gerüſtet. Der Prinz-Regent ſelbſt war mit dem Nationalcongreß von Portugal, und (ſcheinbar) ſelbſt mit ſeinem Vater zerfallen. Die verſchie-

denen Juntas in den Provinzen handelten von einander unabhängig, nach Gutdünken und Leidenſchaft. Die Ungewißheit des politiſch-bürgerlichen Zuſtandes, die Anſtrengung für kriegeriſche Macht und die Gefahren der Parteikämpfe lähmten den Handel und vertrieben die Fremden. Bald ſollte jedoch ein entſcheidender Schlag erfolgen, welcher dem Geſammtlande ſeine künftige Stellung zu Portugal, und den Parteien ihr eigentliches Verhältniß näher zeigte und anwies.

Der Beſchluß der Cortes, wodurch D. Pedro auf drohende Beweiſe befohlen wurde, nach Liſſabon zurückzukehren, entflammte die Leidenſchaft und den Unwillen Aller, unter ſich auch im Einzelnen getrennten Parteien. Man glaubte hierin deutlich eine Abſicht zu ſehen, die braſiliſche Nation empfindlich zu beleidigen. Die Junta von Rio-Janeiro widerſetzte ſich förmlich dieſem Schritte und der Regent verſprach zu bleiben. Oeffentliche Freudenbezeigungen fanden hierüber mehrere Tage lang ſtatt; die öffentliche Meinung fing an für den Prinzen warm zu werden. Sie erlaubte ſich immer keckere Ausfälle gegen die Portugieſen und trat allmählig in feindſeligen Handlungen dieſen gegenüber auf. Die Parteien rüſteten ſich zu förmlichem Kampfe.

Den Braſiliern gelang es, der wichtigſten Veſten ſich zu bemächtigen; nur jene, welche den königlichen Palaſt beherrſchte, widerſtand eine Zeitlang, bis Uebermacht der Stürmenden zur Ergebung nöthigte. Man verhieß freien Abzug und ſichere Einſchiffung. Die Sieger hielten Wort.

Dieſelben Scenen fielen zu Pernambuco vor; auch hier ward nach ſchwachem Widerſtande ein

ehrenvoller Vergleich geſchloſſen. Einzelne Portugieſen traten ſogar in braſiliſchen Dienſt. Nicht ſo in Bahia. Die Truppen des Mutterlandes behielten nach blutigen Gemetzeln und nach abwechſelndem Glücke endlich die Oberhand und rächten an den Aufgeſtandenen den Verſuch durch mancherlei Bedrückung. Dieſer Umſtand verzögerte noch für längere Zeit die völlige Unabhängigkeit Braſiliens und gab den Portugieſen einen mächtigen Stützpunkt für die Verſuche einer Gegenrevolution.

Der Kronprinz hatte von ſeinem Vater, kurz vor deſſen Abſchied, noch verſchiedene geheime Vollmachten erhalten, Braſilien, unter jeder Bedingung und um jeden Preis, der Dynaſtie zu erhalten. Als die Gährung in dem Lande mit den feindſeligen Abſichten der portugieſiſchen Cortes ſich mehrte, beſchloß er, Letztern geradezu ſich entgegen zu ſtellen. Die meiſten Beſchlüſſe des Congreſſes blieben demnach unbefolgt.

Noch wurde eine Weile unterhandelt; allein, da die Abſichten der Cortes klar vor Augen lagen, ſo rüſtete man ſich zum äußerſten Widerſtande. Vergebens trug der portugieſiſche Congreß den Braſiliern eine Delegation der vollziehenden Gewalt, unter dem Titel einer „Regentſchaft des Königreiches Braſilien", an; ihre Deputirten verwarfen dieſen Vorſchlag, da kein geſetzgebender Körper zugeſtanden werden wollte. Sie legten hierauf feierliche Verwahrung jeder Beeinträchtigung der Rechte ihrer Nation zum Protokolle nieder, und verweigerten bei Beſchwörung der Conſtitution, förmlich den Eid, nicht ohne Beſchimpfungen jeder Art preisgegeben zu ſeyn. In öffentlichen

Blättern rechtfertigten ſie hierauf ausführlich und bündig die gethanen Schritte und entwickelte derſelben Nothwendigkeit.

Als die Sprache der Cortes auch gegen den Prinz-Regenten rückſichtsloſer und drohender als alle ſeine Verordnungen und Maßregeln für nichtig erklärt wurden und man ſogar unter ſchwerer Strafe den Befehl zu ſeiner Rückkehr erneuerte, fühlte ſich Dom Pedro vom lebhafteſten Unwillen ergriffen und er traf Anſtalten, ſich in ſeiner gegenwärtigen Stellung um jeden Preis zu behaupten. Er nahm den Titel eines beſtändigen Vertheidigers des Königreiches Braſilien an, welchen der Ayuntamiento von Rio-Janeiro ihm vorſchlug. Er beſchloß aus ſämmtlichen Provinzen Abgeordnete, zu Berathung der Nationalintereſſen, einzuberufen. Beide Länder ſollten auch hinfüro vereinigt bleiben, Braſilien jedoch eine eigene geſetzgebende Verſammlung erhalten; allein die Patrioten, welche die Adreſſe an den Infanten geſendet, begnügten ſich nicht mit dieſer Maßregel.

Ihre Ueberbringer ſtellten die Nothwendigkeit einer Trennung Braſiliens von Portugal dar, und drangen auf ein entſcheidendes Wort. Dom Pedro verhieß, durch ihre Gründe beſiegt, zu bleiben und Braſiliens Selbſtſtändigkeit aufrecht zu erhalten. Eine allgemeine, conſtituirende und geſetzgebende Verſammlung ſollte bald möglichſt einberufen und alle Bedürfniſſe der Nation auf das ſorgfältigſte erwogen werden (Mai 1822).

Auf dieſes huldigten alle Provinzen dem Anſehen des Dom Pedro, mit Ausnahme von Bahia, welches von den conſtitutionellen Portugieſen muthvoll vertheidigt wurde, und von Montevideo,

wo Lecor ebenfalls für die Sache des Mutterlandes ſich erklärte.

Bald trat der Nationalcongreß von Braſilien in der Hauptſtadt zuſammen. Er bevollmächtigte den Regenten-Vertheidiger zu außerordentlichen Mitteln. Ein Anleihen, welches er in England zu Stande brachte, gab ſeiner Herrſchaft die meiſte Kraft. Er fühlte nun mehr als zuvor das Bedürfniß einer ſelbſtſtändigen Rolle. Das fortgeſetzte feindſelige Benehmen der Cortes von Liſſabon, welches ſogar in beſchimpfende Ausfälle auf Dom Pedro's Perſon ausartete, erleichterte dem Infanten den innern Kampf. Nothwendigkeit und Vortheil trieben ihn gleich ſehr zum entſcheidenden Schritt. Er nahm, aufgefordert hierzu von ſeinem Staatsrath, den Generalprocuratoren und den Abgeordneten des Volkes, den Titel eines „conſtitutionellen Kaiſers von Braſilien“ an, und erklärte die ewige Trennung zwiſchen dem Mutterſtaat und der ehemaligen Colonie.

Drittes Kapitel.

Die Verhältniſſe des Jahres 1823. — Republikaniſche Umtriebe. — Miniſterwechſel. — Lord Cochrane. — Eroberung von Bahia und Para. — Eröffnung der Wirkſamkeit und Auflöſung des Nationalcongreſſes. —

Braſilien hatte nunmehr (1823) einen conſtitutionellen Kaiſer, einen Nationalcongreß und die Hoffnung einer Conſtitution erworben. Die Trennung von Europa war ausgeſprochen und alle Verhältniſſe ſchienen nicht von der Art, daß jemals wieder eine Annäherung und Vereinigung ſtatt finden konnte. Allein es fehlte viel, daß ein theoretiſch in's Leben gerufener Zuſtand der Dinge wie der gegenwärtige, praktiſch ſich verwirklichte. Eine Geſetzgebung, welche nur in Staaten von dichter Bevölkerung von Nutzen ſeyn mag, mußte in einem ſeine Bildung kaum erſt beginnenden Lande von ungeheuerm Umfange*) und von einer kaum 5,306,318 ſtarken Einwohnerzahl durchaus noch geringe Früchte bringen. „Nichts widerſprach mehr — ſo drückt der geiſtvolle und ſcharfſinnige Buchholz**) ſich aus — dem Weſen Braſi-

*) Von 113,115 geogr. Geviertmeilen.

**) Geſch. der europ. Staaten ꝛc. B. XII.

liens mehr als ein conſtitutioneller Kaiſer, ganz abgeſehen davon, daß, wenn man die Begriffe von Conſtitution und Kaiſer gehörig zergliedert, der eine den andern gänzlich aufhebt. Gleichwohl war dieſer Widerſpruch ſehr nothwendig geworden. Bei ſeiner Abreiſe von Rio-Janeiro hatte Johann VI. ſeinen Sohn berechtigt, der Erhaltung Braſiliens alles aufzuopfern. Da nun Braſilien nur unter der Bedingung erhalten werden konnte, daß es unabhängig wurde von den Beſtimmungen Portugals, ſo willigte Dom Pedro zunächſt in dieſe Unabhängigkeit. Die Annahme des Kaiſertitels hatte keinen andern Zweck, als den Unterſchied von dem König von Braſilien geltend zu machen, welchen Titel der König von Portugal führte. Conſtitutionell wurde der neue Kaiſer vermöge der Nothwendigkeit, dem Bedürfniß eines, aus den Colonial-Banden hervortretenden Landes nach eigenthümlicher Geſetzgebung, wäre es auch nur zum Schein, zu weichen. Auf dieſe Weiſe erklärt ſich die Erſcheinung des conſtitutionellen Kaiſerreiches Braſiliens ganz von ſelbſt und wir können von jetzt an zu den einzelnen Begebenheiten übergehen, welche dem Leſer als nicht minder einfach einleuchten werden."

An dem Jahrestage der Erhebung des Hauſes Braganza auf den Königsthron von Portugal, (1. Dezember 1822), ging die Kaiſerkrönung Dom Pedro's vor ſich. Die Prinzeſſin Leopoldina, Franz I. von Oeſterreich Tochter, ließ ſich den neuen Rang ebenfalls gefallen, wiewohl nicht ohne inneres Widerſtreiten gegen die neue Ordnung der Dinge, welche zwar dieſer fürſtlichen

Frau vielleicht mehr, als dem Cabinete ihres Vaters, behagen mochte, aber dennoch durch die Unſicherheit des Beſitzes und die Einſicht in die künftigen Verhältniſſe zu Europa, unbehaglich ihr fallen mußte.

Zehn Tage darauf (1. Decbr.) legte der Kaiſer auf alle portugieſiſche Schiffe, die in Braſiliens Hafen ſich befanden, Embargo. Eine fernere Verordnung verfügte den Sequeſter alles Gutes, welches in Reichsmagazinen niedergelegt war und Unterthanen von Portugal zugehörte; ebenſo aller ſolcher Waaren im Beſitze von Kaufleuten, und endlich aller portugieſiſchen Schiffe ſelbſt. Die Aktien der Nationalbank, der Aſſecuranzgeſellſchaften und der Eiſenwerke von Ypanema bei Soracaba allein waren von dieſer harten Verfügung ausgenommen. Etwas ſpäter ſtellte man ſelbſt Kaperbriefe gegen portugieſiſche Schiffe als gegen die einer Macht, mit welcher man im Krieg ſich befinde, aus, geſtattete den Conſuln im Ausland, ſolche auszuſtellen und ordnete die Form der Priſengerichte an. Alle Braſilier wurden aufgefodert, um jeden Preis binnen eines Zeitraums von ſechs Monaten in ihr Vaterland zurückzukehren; die Säumigen ſollten als Portugieſen fortan behandelt werden. Rio = Janeiro erhielt zur Belohnung für ſeine ſtandhaften conſtitutionellen Geſinnungen, von Dom Pedro den Titel einer „ſehr getreuen und heldenmüthigen Stadt;" der Senat aber das Prädikat „ſehr erlaucht."

Als bald darauf die Kaiſerin Leopoldina, welche nunmehr den Namen „Maria" angenommen, von einer Prinzeſſin genas, wimmelten die öffentlichen Blätter von Glückwünſchen

und Betheurungen der Anhänglichkeit an das regierende Haus; ebenſo von den reinconſtitutionell-monarchiſchen Geſinnungen der Mehrzahl des braſiliſchen Volkes. Aber das Phraſenmachen des Liberalismus, welches in neueſter Zeit ſo häufig die Sprache der wahren Freiheit erſetzt hat, war auch in Braſilien bereits, zum großen Schaden dieſer letztern, heimiſch geworden. Die deſpotiſchen Elemente waren durch die Trennung von Portugal noch lange nicht ausgemerzt; wie konnte es da fehlen, daß nicht auch die demokratiſchen, trotz der nunmehr erworbenen Nationalſelbſtſtändigkeit, im Innern fortgährten?

In die Logen der Freimaurer hatte nunmehr der Republikanismus ſich zurückgezogen. Dom Pedro, nach dem Beiſpiele Napoleons und ſelbſt mehrerer legitimer Gewaltherren, ließ ſich zu ihrem Großmeiſter machen und ſchloß plötzlich alle Logen zu. Verſchiedene der einflußreichſten Glieder, welche an der Spitze antimonarchiſcher Bewegungen geſtanden waren, wurden verfolgt und in Schiffen fortgeſchafft. Einem Theile gelang die Flucht nach Buenos-Ayres, wo Dom Pedro nachmals ihre Wirkſamkeit genugſam ſpüren mochte. Die Nobrega, Pereira, Ledo, Alvez, Branco, Coſta Barros, Azevedo gehörten zu denjenigen Männern, welchen der Kaiſer die meiſte Strenge zeigte. Während die Verehrer ſeines Regimentes auf Abſchlag von künftigen Heldenthaten bereits ihn mit dem Beinamen des „amerikaniſchen Cäſars“ ſchmückten, fehlte es auch an ſolchen nicht, die ihn bereits in den Leumund eines „amerikaniſchen Tyrannen“ zu bringen ſuchten.

Das vorzüglichſte Vertrauen Dom Pedro's wendete ſich dem Geſchlechte der Andrada zu. Unter ihnen erhielt Dom José Bonifacio das Miniſterium des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten; Dom Martin F. Ribeiro das Portefeuille der Finanzen. Die Reſſorts der Beiden befanden ſich aber damals, wo ſie auch hinblicken mochten, eben nicht in den glänzendſten Umſtänden.

Den Punkt der Finanzen und andere innere Verhältniſſe werden wir alsbald weiter unten berühren. Die auswärtigen Angelegenheiten betreffend, machte die Anerkennung des kaiſerlichen Titels und der Unabhängigkeit des ſich ſelbſt emancipirenden Reiches größere Schwierigkeiten, als D Pedro und ſeine Miniſter wohl gedacht hatten. Die Stimmung der europäiſchen Cabinete war zu dieſen Tagen nicht die freundlichſte gegen faktiſche Regierungen. Die Gewährung eines ſolchen Wunſches hing ſomit von allerlei Verhältniſſen und Begebenheiten ab, welche erſt noch ſich entwickeln mußten.

Der Kaiſer wendete ſein Augenmerk auf Verbeſſerung ſeines Kriegsweſens und auf die nothwendigſte Organiſation einer Seemacht. Mit Lord Cochrane wurden deshalb Verbindungen angeknüpft. Dieſer berühmte Seemann war, einer allbekannten Betrügerei willen, die er, durch Verbreitung falſcher Kriegsnachrichten, begangen, und aus welcher er mit Staatspapieren einen nicht unbeträchtlichen Gewinn gezogen, zu ſchimpflicher Abbitte vor den Schranken des Unterhauſes verurtheilt, und dadurch genöthigt worden, auswärts ſein Glück und die Herſtellung des verlornen

Rufes zu ſuchen. Der Freiheitskampf der ſpaniſchen Colonien in Amerika verſchaffte ihm beides: ſein Name wurde geachtet und gefürchtet, in Folge der vielen kühnen Streiche, die er zur See vollführt. Gleichwohl hatte er über einige Priſen und um rückſtändiger Beſoldung willen, mit mehrern Kriegshäuptern damals ſich abgeworfen. Er nahm mit Freuden den Antrag Dom Pedro's an, als „erſter Admiral der braſiliſchen Nationalflagge" in deſſen Dienſte zu treten. Am 27. März 1823 erſchien er am Bord des Linienſchiffes, welches den Namen des Kaiſers trug, im Hafen von Rio-Janeiro und ſteckte zum erſtenmal ſeine Flagge auf. Die Seemacht, worüber der Lord-Großadmiral verfügen konnte, beſtand zur Zeit nur aus dem eben genannten Dom Pedro, aus der Fregatte Peranga, den Corvetten Maria da Gloria und Liberal, und aus der Brigg Guarantin. Auch die Mannſchaft bot noch einen dürftigen Anblick dar. Allein des Kaiſers Thätigkeit, Cochranes Eifer und der Braſilier Großmuth brachten, auf dem Wege der Unterzeichnung durch Aktien, in kurzer Zeit die nöthigen Summen zur Verbeſſerung der in ſo erbärmlichem Zuſtande befindlichen Marine hervor und alles gewann eine beſſere Geſtalt. Das Genie des Oberbefehlshabers ergänzte erfinderiſch die Lücken. Noch ſind die dem Lande geleiſteten Dienſte, von welchen ſpäter die Rede ſeyn wird, in friſchem Andenken.

Die Vorarbeiten für das geſetzgeberiſche Hauptwerk waren allmählig getroffen. Der Nationalcongreß ward am 3. Mai, dem Jahrestage der Entdeckung von Braſilien durch Cabral, feierlich

eröffnet. Der Kaiſer, umgeben von ſeiner Familie, erſchien im höchſten Schmucke vor der Verſammlung. Donner der Kanonen, Klang aller Glocken, Blumen[illegible]e und Prachtteppiche auf den Straßen, hatten den Zug vom Palaſt aus nach dem Gebäude der Sitzung verherrlicht.

Die Abgeordneten leiſteten dem Kaiſer nachſtehenden, ihnen vorgeſchriebenen Eid: „Ich ſchwöre, daß ich meinen Pflichten, als Deputirter bei de- allgemeinen conſtituirenden und geſetzgebenden Verrſammlung, welche einberufen iſt, um eine politiſche Verfaſſung für das Reich Braſilien und die unvermeidlich und dringend gewordenen Verbeſſerungen einzuführen, in Treue und dem Geſetze gemäß, nachkommen will; daß ich die apoſtoliſch-römiſch-katholiſche Religion und die Untheilbarkeit und Unabhängigkeit des Reiches aufrecht erhalten will, ohne irgend einem Unionsvertrag oder Bündniß Gehör zu geben, welche dieſer Untheilbarkeit und Unabhängigkeit Gefahr bringen könnten; endlich auch, daß ich die verfaſſungsmäßige Regierung und die Dynaſtie unſeres ſouverainen Herrn, Dom Pedro, unſeres erſten Kaiſers und ſeiner Nachkommenſchaft aufrecht erhalten will.“

Nachdem auch Dom Pedro ſeinen Eid auf die Verfaſſung abgelegt hatte, gab er in einer langen Rede über die äußern und innern Verhältniſſe des Reiches Bericht; er ſprach von den gemachten und noch zu machenden Opfern; von den Maßregeln für Herſtellung der Finanzen, des Heerweſens und der Marine; von den patriotiſchen Gefühlen, welche ihn für und für durchſtrömten; von der Nothwendigkeit, daß der Na-

tionalcongreß in dem Werke der Abfaſſung einer, auf die Verhältniſſe der Zeit und des Landes berechneten Conſtitution, ihn unterſtützen von den nothwendigen Elementen, welche dieſe letztere nothwendig in ſich enthalten müſſe, um königlicher, ariſtokratiſcher und demokratiſcher Tyrannei zugleich zu ſteuern.

Allein weder Dom Pedro's Hoffnungen, noch die Erwartungen des Congreſſes ſahen ſich durch erfreuliche Ergebniſſe gerechtfertigt. Während Erſterer durch conſtitutionelle Formen eigentlich nur ſeinen Thron zu befeſtigen ſuchte und ſeine Miniſter Unkenntniß der Menſchen wie der Geſchäfte, und Unfähigkeit, beide zu beherrſchen, an den Tag legten: verriethen andererſeits auch die Abgeordneten Mangel an geſetzgeberiſchem Takte und republikaniſche Einflüſterungen und der Anblick der Nachbarſtaaten ſtörten das nothwendige Vertrauen. Die Miniſter und die Abgeordneten erſchienen gleich ſparſam in den Sitzungen des Congreſſes und hoben ihn dadurch ſchon gleichſam faktiſch auf. Endlich beſchloß der Kaiſer, über die Leere und Unthätigkeit deſſelben ſchamroth, ſeine Vertagung. Im Juni erſt wieder erneuerte ſich die Verſammlung.

Mittlerweile war vor Bahia mancherlei vorgefallen, was die Unmöglichkeit der Behauptung portugieſiſcher Herrſchaft in dieſem Lande bewies. Dem Befehlshaber der conſtitutionellen Portugieſen, General Madeira, welcher an der Spitze einer Beſatzung von mehrern tauſend Mann dem Mutterlande den wichtigen Ort zu erhalten geſucht hatte, fehlte es zwar nicht an Muth und Entſchloſſenheit, allein ſeine Lage ward täglich

kritiſcher, da Labatu von der Landſeite her ihn eingeſchloſſen, Cochrane aber, zur See alle Zugänge geſperrt hielt. Es riß alſo Mangel an Lebensmitteln und unter den Truppen Verzweiflung ein. In dieſer Noth beſchloß Madeira die Einſchiffung nach Portugal. Aus Furcht vor dem Geſchwader der Blokade ſegelten die Schiffe einzeln ab. Cochrane, der ihre Abſicht merkte, ſtellte ſich, als gewährte er ruhigen Abzug. Kaum aber befand ſich die ganze, ſchlecht verſehene Flottille auf offener See, als der Liſtige mit vollen Segeln nacheilte, den größten Theil der portugieſiſchen Fahrzeuge, nebſt ohngefähr 1200 Mann, erbeutete und zum Theil nach Bahia, zum Theil nach Pernambuco, zurückſendete. Mit Mühe nur entging Madeira ähnlichem Looſe und nur um in ſeiner Heimath ſtrenge Richter über ein Benehmen zu finden, das in Folge gebieteriſcher Umſtände, wohl ſchwerlich hätte anders eingerichtet werden können.

Nachdem Bahia in Dom Pedro's Gewalt gefallen, hielten auch die Hafenſtädte Maranhao und Para, die beiden letzten Stützpunkte der portugieſiſchen Partei, ſich nicht länger. Der Lord-Großadmiral beſetzte ſie, ließ der Regierung des Kaiſers und der Verfaſſung huldigen und richtete die Verwaltung im Geiſte des neuen Syſtems ein. Sämmtliche Portugieſen mußten ihre Waffen ausliefern. Die Angeſtellten unter ihnen wichen den Eingebornen. Alle Schiffe in den Häfen wurde für die Krone Braſilien in Beſchlag genommen. In Para ſetzte man die bisher dort waltenden Junta der Provinz ab und eine aus Braſiliern gebildete dafür ein. In Anerkennung der geleiſteten wichtigen Dienſte, erhob Dom Pedro

den Admiral zum Marquis von Maranhao, und deſſen Gemahlin, welche aus England ſo eben eingetroffen war, zur erſten Palaſtdame der Kaiſerin.

Während von dieſer Seite her die Anfänge der Regierung Dom Pedro's durch Kriegsglück begünſtigt wurden, ſchlich der böſe Geiſt ſeines Hauſes, Unheil verkündend, auf andere Weiſe daher. Der Kaiſer, ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Jagd und ein feuriger, unbeſonnener Reiter, ſtürzte vom Pferde und brach zwei Rippen. Sein Zuſtand wurde gefährlich und ein Gerücht verbreitete ſich, er werde ſchwerlich wiederum aufkommen. Dieſen Umſtand benutzte die nur mühſam zurückgehaltene, im Geheimen mächtig fortwirkende Partei der Republikaner. Sie gaben ihren Gefühlen Sprache und That; die Verſchwörung drohte in förmlichen Aufſtand ſich zu verwandeln. Die beiden Miniſter-Günſtlinge glaubten durch Energie und Schrecken die Gefahr abzuwenden und füllten die Gefängniſſe mit Patrioten. Allein die Gerichtshöfe ſympathiſirten zu ſehr mit den Angeklagten, als daß ſie im Intereſſe des Miniſteriums gehandelt. Die meiſten der Verhafteten wurden freigeſprochen.

Die republikaniſche Partei und die liberale, ſcheinbar conſtitutionell-monarchiſche wurden durch dieſen Sieg in der öffentlichen Meinung nur kühner und ungeſtümer; ſie forderten vom Kaiſer die Entfernung der beiden Andrada's; nur in dieſem Fall, — erklärte man, würde der Kaiſer ſeinen Thron behaupten. Nach wenig Tagen gab Dom Pedro ihren Foderungen nach; die verhaßten Miniſter gaben ihre Entlaſſung ein und zwei

ihrer Hauptgegner, die Abgeordneten Joſè Joa-quimo Carneiro de Campos und Manoel Jacinto Nogueira de Gama traten in ihre Stellen ein. Ribeira de Rezende erſetzte den bisherigen Polizei-Intendanten da Cunha. (17. Juli). Der Kaiſer beruhigte die Nation in ſehr liberalen Aufrufen und erklärte, während er naiv genug die den Herrſchern anklebende menſchliche Gebrechlichkeit bedauerte, ſeine aufrichtige Geſinnung, alle Willkür zu verbannen und von dieſem Tage an (18 Juli) die Rechte der Perſonen und des Eigenthums aller Staatsbürger gewiſſenhaft zu ſchirmen.

Die conſtituirende Verſammlung, welche den Kaiſer dieſe Sprache reden ließ, ging in ihren Schritten noch weiter und erklärte mit großer Stimmenmehrheit (29. Juli) die Beſchlüſſe des Nationalcongreſſes ſollten auch in dem Falle Geſetzeskraft erhalten, daß der Kaiſer ihnen die Genehmigung verſagen würde. Dieſer Widerſpruch glich ganz demjenigen, wodurch die ſpaniſchen Cortes einen zum zweiten Mal von dem Könige verworfenen Geſetzesentwurf das dritte Mal an und für ſich in's Leben treten ließen. Hätte man in Spanien und Portugal wie hier, Uebertreibungen dieſer Art vermieden, ſo ſeufzten gegenwärtig nicht die beiden Länder unter dem Joche einer an die Zeiten Caligula's, Tamerlans und Iwan Baſilowitſch erinnernden, antieuropäiſchen, Chriſtenthum und Monarchie in gleichem Grade entehrenden Tyrannei, Anarchie und Geſetzloſigkeit.

Dom Pedro, als er die republikaniſche Faktion mit ſolchem Ungeſtüm zugreifen ſah, erwachte aus ſeiner Unthätigkeit und behauptete

ſtandhaft das nach dem neuen Syſtem nicht abgeſtrittene Veto für ſolche Entwürfe und Dekrete, welche mit ſeinen Grundſätzen und Rechten nicht übereinſtimmen würden; in öffentlichen Blättern und Adreſſen ſuchte er jedoch ſeine Anſichten und Maßregeln ſo viel als möglich zu rechtfertigen.

Aller Augen waren übrigens nunmehr auf das Grundgeſetz ſelbſt gerichtet, das man von Monat zu Monat mit ſteigender Ungeduld erwartet hatte. „Die Commiſſion zur Entwerfung deſſelben hatte ihre Arbeiten beendigt, und den Deputirten Josè Ricardo da Coſta Aguiar d'Andrade und Francisco Moniz Tavares eine Originalabſchrift ihres Entwurfes zugeſendet, als die Verhandlungen der geſetzgebenden Generalverſammlung darüber ihren Anfang nahmen. Dieſe dauerten nicht lange. So wie hierauf der Conſtitutionsentwurf durch den Druck bekannt gemacht wurde, beſtand er aus 15 Titeln, die zuſammen 272 Artikel enthielten. Ohne über den Inhalt derſelben weitläufig zu werden, wollen wir bloß anführen, daß er ähnlichen, in Europa zu Stande gebrachten Entwürfen nachgebildet war, und in allen ſeinen Theilen auf der Vorausſetzung beruhete: der Entwickelungsgrad werde durch die Geſetzgebung beſtimmt."

„Der erſte Titel umfaßte die Eintheilung des Gebietes mit der ausdrücklichen Erklärung, daß man dadurch dem Anſpruche auf noch andere, in jener Aufzählung nicht einbegriffene Theile keineswegs entſage. In dem zweiten Titel wurden die Rechte der Braſilianer genauer beſtimmt, und zu dieſen ſollten gehören: die perſönliche Freiheit;

Geſchwornen-Gerichte, doch nur auf Criminalfälle beſchränkt; Religionsfreiheit, doch ſo, daß die römiſch-katholiſche Kirche die Staats-Religion bildet und daß Nicht-Katholiſche zwar geduldet, aber vom Genuß der politiſchen Rechte ausgeſchloſſen ſind; Gewerbfreiheit; Unverletzlichkeit des Eigenthums; Preßfreiheit und Unterdrückung der Mißbräuche derſelben. Der dritte Titel handelte von den Gewalten und ſtellte folgendes feſt: Trennung derſelben in die geſetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt, und zwar als vom Volke verliehen; die Ausübung der geſetzgebenden Gewalt getheilt zwiſchen zwei Kammern und dem Kaiſer; eine Wahlkammer, hervorgehend aus den Wahlen der Provinzen; ein Senat, zuſammengeſetzt aus Senatoren, welche der Kaiſer auf Lebenszeit ernannt hat, nach Liſten, die ihm von den Provinzen und demnächſt von der Wahlkammer überreicht werden. Der Vorſchlag der Geſetze ſollte dem Kaiſer und der Wahlkammer anheimgeſtellt werden, und die Sanktion betreffend, ſo ſollte der Kaiſer ſie ein und zwei Mal verſagen können, aber wenn daſſelbe Geſetz zum dritten Male in Antrag gebracht wurde, ſo ſollte er gehalten ſeyn, es als Staatsgeſetz bekannt zu machen. Die geſetzgebende Behörde ſollte ſich von Rechtswegen alljährlich den 3. Mai verſammeln dürfen und die Auflöſung derſelben nicht in der Gewalt des Kaiſers ſtehen."

„Man ſieht, ſo ſchließt Buchholz, den wir aus Gründen hier reden laſſen — man ſieht, daß die braſilianiſchen Solone nach dem Muſter der norwegiſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen verfahren hatten, ohne des Unterſchiedes zu ge-

denken, der zwiſchen alteuropäiſchen Staaten und einem, ſo eben aus den Colonial-Banden hervorgetretenem Reiche ſtatt fand; und man ſieht zugleich, daß der ganze Verfaſſungsentwurf ſeinen Charakter in dem Umſtande hatte, daß ein Prinz des Hauſes Braganza in Braſilien zurückgeblieben war.“ —

Der Kaiſer, deſſen Gefühle nicht mit allen Beſtimmungen dieſes Grundgeſetzes harmonirten, wurde von der widerwärtigen Nothwendigkeit der Unterzeichnung durch ein unvorhergeſehenes Ereigniß befreit. Die republikaniſche Partei im Nationalcongreſſe, welche von Tag zu Tage ſich verſtärkte, hatte ihren beſondern Stützpunkt an zwei Zeitſchriften „die Schildwache“ und „die Fackel,“ welche in äußerſt überſpanntem Geiſte geſchrieben waren, und als politiſches Poſtulat für die Vollendung der Unabhängigkeit Braſiliens die Austreibung aller noch im Lande zurückgebliebenen, nicht ſelten mit wichtigen Staatsämtern bekleideten Portugieſen aufſtellte. Dies war die äußere patriotiſche Seite; der geheime tiefere Plan aber war, von der Seite des Kaiſers die letzten getreuen Räthe und die eifrigſten Verfechter des monarchiſchen Anſehens zu entfernen. Mit beſonderm Haß redete man in jenen Journalen gegen die Offiziere. Solches erregte ähnliche Leidenſchaft bei den Betreffenden und erzeugte endlich Gedanken der Rache.

Ein Apotheker zu Rio-Janeiro ſtand im Verdacht, einen ganz beſonders heftigen Artikel gegen zwei Offiziere der berittenen Artillerie verfaßt zu haben. Die Gekränkten, nur vom gewaltſamen alten Stolze ihrer Körperſchaft bewegt, und der

neuen Ordnung der Dinge uneingedenk, verſchafften ſelbſt ſich Recht dadurch, daß ſie in das Haus des Journaliſten drangen und perſönlich ihn mißhandelten. Darüber erhob ſich von Seite des Betheiligten und ſeiner Freunde nicht geringes Geſchrei; er zeigte bei der Polizeibehörde den Vorfall an und begehrte Genugthuung; man verweigerte ſie, aus Rückſicht gegen das Corps, den Hof und das Miniſterium. Die Sache ward an den Nationalcongreß gebracht; der Bittſchriften-Ausſchuß verwies den Kläger an die ordentlichen Gerichte. Zugleich aber trug der Abgeordnete Dom Antonio Carlos de Andrade auf die Verbannung der Schuldigen aus dem Reiche an, falls die Sache als gegründet erfunden würde. Dieſer Vorſchlag wirkte elektriſch auf die Gemüther; mancherlei Leidenſchaften vereinigten ſich, die Flamme ſtärker anzublaſen. Ein Geiſt der Gährung nahm in der Hauptſtadt überhand, wie man noch nie ihn erblickt. Eilboten beſtimmten Dom Pedro, der in der Quinta von St. Chriſtovao gewöhnlich ſich aufhielt, zu ſchleuniger Rückkehr. Der Pöbel, durch die Notabeln der patriotiſch-republikaniſchen Partei geleitet, tobte und drohete das Aeußerſte. Der Kaiſer befand ſich am Vorabend einer blutigen Kriſis.

Er beſchwor (10. Novbr.) den ärgſten Sturm durch Entlaſſung aller Miniſter, mit denen die öffentliche Meinung bereits ebenfalls zerfallen war. Allein er beſchloß auch ſein Königsrecht von nun an um jeden Preis zu behaupten, und an die Stelle bereitwilliger Nachgiebigkeit den Ernſt des Schwertes zu ſetzen.

Er nahm ungefähr 1000 Mann zu ſich nach

Chriſtovao, und nachdem Dom A. C. d'Andrade, den das Volk plötzlich nun bis in die Wolken erhob, auf die Permanenz des Congreſſes, ſo wie um kategoriſche Auskunft über die Maßregeln der Regierung angetragen hatte, ſendete er eine Botſchaft an die Verſammlung, worin der Kaiſer erklärte: „Täglich ſeyen Offiziere der Armee in Zeitblättern und Flugſchriften von Faktioniſten ſtraflos mißhandelt worden; dieſe hätten klagend ſich an die Majeſtät gewendet. Um Unordnungen zu verhindern und die Freiheit der Berathungen zu ſichern, habe man Truppen zuſammengezogen. Dieſe Truppen beobachteten ſtrenge Mannszucht; ihren Beſchwerden müſſe überdies abgeholfen werden."

Der Congreß, durch den Inhalt dieſes Schreibens etwas beſtürzt, ſtellte ſich gleichwohl beruhigt, wiewohl außer genauer Kenntniß von den Beſchwerden der Kriegsmänner. Er verhieß übrigens der Regierung jeden möglichen Beiſtand zu Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, ſobald nur das Miniſterium ſelbſt die nöthigen Mittheilungen machen würde.

Als die Antwort der Generalverſammlung in St. Chriſtovao angekommen, begehrte die Regierung in ihrer Republik: Beſchränkung der zügelloſen Preßfreiheit und die Purificirung des Congreſſes von mehrern anarchiſchen Mitgliedern aus ihrer Mitte. Der Beſchluß deſſelben jedoch, nach langen und heftigen Erörterungen, fiel verneinend aus, ſo lange das Miniſterium nicht über alle obſchwebende Punkte Auskunft ertheilt und der Miniſter des Innern in Mitte der geſetzgebenden Verſammlung erſcheinen würde. Ueberdies begehrte

man die Entfernung aller portugieſiſchen Offiziere und angeſtellten Ausländer bei der Heerabtheilung zu St. Chriſtovao, auf wenigſtens einen Raum von 6 Stunden von Rio-Janeiro. Dieſem Anſinnen zu willfahren, däuchte Dom Pedro ebenſo viel, als ſeiner Krone von freien Stücken ſich verluſtig zu begeben. Er ſendete darum zwar den Miniſter des Innern nach der Verſammlung, ließ aber inzwiſchen die Mannſchaft, welche um die Quinta ſich gelagert hatte, nebſt einer Abtheilung Reiterei und mehreren Kanonen in die Hauptſtadt rücken und vor dem Congreßpalaſte in Schlachtordnung ſich aufſtellen.

Die Abgeordneten, erſtaunt und eingeſchüchtert, machten bald auf eine Scene, wie die des 18. Brumaire, ſich gefaßt, verloren jedoch ihre Würde und Haltung nicht. Hauptleute erſchienen jetzt, bewaffnet, in Mitte der Geſetzgeber der Nation und überbrachten das Wort ihres Herrn, mit allem ſoldatiſchen Trotz, der bei ſolchen Anläſſen ſich freut, die materiellen Gründe der Gewalt an die Stelle derjenigen der Ueberzeugung zu ſetzen. Ein Dekret des Kaiſers beſagte: der gegenwärtig verſammelte Congreß habe den der Nation geleiſteten Eid, den Geſammtbeſtand des Reiches, die Unabhängigkeit Braſiliens und die Rechte des Monarchen zu beſchützen, treulos gebrochen. Dadurch ſey er, der Kaiſer, veranlaßt worden, die Verſammlung aufzuheben und eine neue an deren Stelle treten zu laſſen.

Der Congreß, welcher die Kataſtrophe wohl erwartet hatte, dekretirte die Einregiſtrirung des Beſchluſſes in das Protokoll und der Präſident erklärte die Sitzung für beendigt. Die Mitglieder,

in der Mehrzahl mit feierlicher Verwahrung gegen erlittene Gewalt, räumten den Saal. Mehrere derſelben wurden durch die Soldaten verhaftet. Der Kaiſer erſchien nun in Perſon, und durchritt, wie im Triumphe die Hauptſtadt. Niemand ſetzte Widerſtand entgegen; viele riefen Beifall zu; Alles beleuchtete, drei Nächte hintereinander, theils aus Ueberzeugung, theils aus Furcht, theils aus Gleichgültigkeit gegen das Geſchehene.

Als die erſte Gährung ſich gelegt und der Freudenrauſch verſchlafen war, fühlte der Kaiſer dennoch das Ruhmloſe, Mißliche und Unbehagliche ſeiner Lage. Vom monarchiſchen Europa zurückgeſtoßen, vom republikaniſchen Amerika argwöhniſch bewacht, von zahlreichen Anhängern einer durch Liſt und Reichthum fortwährend mächtigen Partei umgeben, von den Anhängern des Mutterlandes ſeiner Zugeſtändniſſe an die Braſilianer wegen, gehaßt, konnte er durchaus die Meinung nicht entbehren, durch die ein conſtitutioneller Fürſt einzig herrſcht. Er ſuchte demnach das Grelle eines Schrittes zu mildern, von dem er gleichwohl die Folgen für ſich zu benutzen fortgeſonnen war. Der Meineid, welchen er der geſetzgebenden Verſammlung im Allgemeinen vorgeworfen, wurde in öffentlichen Blättern von Seiten des Kaiſers auf eine Faktion geſchoben, welche aus Begierde der Rache entſchloſſen geweſen ſey, die Gräuel der Anarchie über das Land zu rufen. Er verhieß jedoch, indem er jenen ihm angeſonnenen für durchaus unpaſſend erklärte, einen neuen Verfaſſungsentwurf ſelbſt vorzulegen. Hierbei blieb es für längere Zeit.

Wenn Dom Pedro und ſeine Miniſter mit

den meiſten Beſchlüſſen des aufgelöſten Congreſſes unzufrieden geweſen ſind, ſo war doch dies nicht der Fall hinſichtlich des englischen Anleihens. Im September noch hatte der betreffende Miniſter eine Art Regentſchaft über die Finanzverhältniſſe des Landes abgelegt, welche aber nicht die erfreulichſten Reſultate bot. Der Schatz war, als jener Miniſter ſein Amt antrat, angeblich mit einer Schuld von 30,550,000 Cruſaden (22 Millionen Thaler) belaſtet geweſen.

Da die Deckung der Ausgabe durch die Einnahme nnter den damaligen Umſtänden ſchlechterdings unmöglich war, ſo willigte der Congreß mit ſaurer Miene in ein Anleihen von 2,500,000 Pfund Sterling. Es kam auch in der That mit den Londoner = Häuſern, Oxenford, Alcock und Comp. und Rutler Sohn zu Stande, und zwar zu 75, und mit 6 Procent; die Rückzahlung nach 35 Jahren.

Dies war die Lage der Dinge in Braſilien, im verhängnißreichen Jahre 1823, welches während zwei europäiſche Länder in den Strudel unüberſehbarer Verwirrungen, durch ungeſchickte Vertheidigung der Freiheit von einer — und planloſe Wiederherſtellung des Abſolutismus von der andern Seite, geſtürzt wurden, Amerika mit mächtigen Schritten ſeiner völligen Unabhängigkeit von den alten Colonialverhältniſſen zueilen ließ.

Viertes Kapitel.

Die Begebenheiten der Jahre 1824 und 1825.

Neuer Conſtitutionsentwurf Dom Pedro's und Annahme deſſelben. — Republikaniſche Reaktion von Pernambuco und Carvalho's Fall. — Unterhandlungen in Europa und Anerkennung der Selbſtſtändigkeit Braſiliens.

Wie viel Dom Pedro (1824) auch ſich Mühe gegeben, die Braſilier von ſeiner aufrichtigen Anhänglichkeit an das conſtitutionelle Syſtem und die Intereſſen des Landes zu bethätigen; wie ſtreng er gegen die gebornen Portugieſen und wie unempfindlich er gegen alle Unterhändler ſeines Vaters ſchien, welchen nicht einmal die Landung verſtattet worden war, ſo herrſchte doch für und für über ſeine innerſten Herzensgeſinnungen großes Mißtrauen. Das Jahr 1823 hatte gegen alle Königseide argwöhniſch gemacht.

Die Braſilianer — meint Buchholz — konnten ſich nicht überreden, daß er wirklich auf ſeine Familie, auf ſein Vaterland, auf ſeine Rechte an den portugieſiſchen Thron und auf ſeine Verbindungen mit europäiſchen Souverainen Verzicht geleiſtet habe; und auf der andern Seite war ihr Haß gegen die Portugieſen viel zu heftig,

als daß ſie das Eine oder das Andere hätten verzeihen können. Hierauf beruhten die Gefahren, welchen der Kaiſer ausgeſetzt war; Gefahren, welche eine glückliche Löſung der von ihm übernommenen Aufgabe höchſt unwahrſcheinlich machten. Was ihn für dieſen Augenblick am meiſten beſchützte, war der Bürgerkrieg in Peru, und der Antheil, den die Republik Columbia an demſelben nahm. Dieſe Republik, mächtig durch den Geiſt ihres Stifters Bolivar, verſchmähete jedes Bündniß mit Braſilien, deſſen Regierungsform ſie als eine Anomalie in der großen Föderation der amerikaniſchen Freiſtaaten betrachtete. Buenos-Ayres hatte den Verluſt Montevideo's nicht verſchmerzt; und da die Portugieſen das öſtlich vom La Plata-Strom gelegene Gebiet ſeit dem Dezember geräumt hatten, ſo wendete ſich die Feindſchaft des Freiſtaates Buenos-Ayres gegen die Braſilianer und deren Regierung. Und dieſe Feindſchaft konnte für die Ruhe Braſiliens nicht ohne Folgen bleiben, da Buenos-Ayres ein Beſtandtheil der großen amerikaniſchen Föderation war, dieſe aber den Grundſatz angenommen hatte, daß ganz Amerika von den Beſtimmungen Europa's unabhängig werden müſſe. Ohne Stützpunkt, weder in Amerika noch in Europa, und gänzlich dem Laufe der Begebenheiten überlaſſen, — wie hätte der Kaiſer von Braſilien ſich ſchmeicheln können, daß er die übernommene Rolle, ſeine Abſichten mochten für oder wider das Mutterland ſeyn, mit Erfolg und Ruhm durchführen werde? —

Dom Pedro hatte, ſeinem Worte getreu, alsbald nach Auflöſung des Congreſſes, durch ſeinen

Staatsrath eine neue Verfaſſungsurkunde eiligſt entwerfen und dem Senate zur Begutachtung vorlegen laſſen. Dieſer war der ſonderbaren, wiewohl auf den erſten Blick ſehr einfachen Anſicht: das Urtheil der öffentlichen Meinung über die Güte der vorgeſchlagenen Verfaſſung könne am leichteſten dadurch gewonnen werden, daß man ſämmtliche Bürger auffordere, ihre Billigung oder Mißbilligung in öffentlich aufgelegten Regiſtern auszuſprechen. Der Vorſchlag wurde angenommen, und da es der vollziehenden Gewalt durch allerlei Mittel nicht ſehr ſchwer wurde, Billigung und Mißbilligung wenigſtens der Mehrzahl, nach Belieben zu leiten, ſo fielen natürlicherweiſe die meiſten Stimmen ſehr günſtig aus.

„Abgeſehen von den Umſtänden, unter welchen die Conſtitutions-Urkunde vorgelegt wurde, war dieſe nur darauf berechnet, den Braſilianern Vertrauen einzuflößen. Feſtgeſtellt war in ihr, ſo weit es durch Worte geſchehen kann: die Unabhängigkeit des Reichs, die Gleichheit der Rechte, die erbliche und conſtitutionelle Monarchie in der Ordnung der Erſtgeburt, ohne Unterſchied des Geſchlechts; ferner die Fortdauer der katholiſchen Religion, als Religion des Kaiſerreichs, und die Duldung, wenn gleich nicht die öffentliche Ausübung, anderer Gottesverehrungen. Dieſelbe Urkunde erkannte vier Staatsgewalten; die geſetzgebende, die mäßigende, die vollziehende und die richterliche. Die erſte dieſer Gewalten ſollte getheilt werden zwiſchen dem Kaiſer, einem Senat und einer Kammer von Abgeordneten; die zweite und die dritte ſollten dem Kaiſer allein zukommen, welcher die mäßigende Gewalt übt; 1) indem er

die Senatoren ernennt; 2) indem er die außerordentliche allgemeine Verſammlung in der Zwiſchenzeit der Sitzungen zuſammenberuft; 3) indem er die Dekrete dieſer Verſammlung ſanktionirt, um ihnen Geſetzeskraft zu geben; 4) indem er die allgemeine Verſammlung prorogirt und die Kammer der Abgeordneten auflöſt, ſo oft die Staatswohlfahrt es erheiſcht; 5) indem er ſeine Miniſter ernennt; 6) indem er die Magiſtrate ſuspendirt; 7) und 8) indem er Gnade übt und Amneſtien bewilligt."

„Die Verantwortlichkeit der Miniſter war in dieſer Conſtitutionsurkunde ausdrücklich feſtgeſtellt, und zwar in der Art, daß der Senat über ihre Verbrechen und Vergehungen, ſo wie über die der Glieder des kaiſerlichen Hauſes erkennen ſollte. Was endlich die richterliche Gewalt anlangt, ſo verdient bemerkt zu werden, daß ſie ſich, nach dem Muſter des brittiſchen Verfahrens, ſowohl in bürgerlichen als in peinlichen Sachen, auf die Anwendung des Geſetzes beſchränkte, indem die Entſcheidung über das Thatſächliche Geſchwornen vorbehalten war*)."

Wenn der neue Verfaſſungsentwurf, als alleiniges Werk des Kaiſers und ſeiner Behörden, ſchon an und für ſich viele Gegner hatte, vielleicht ohne ſo herbe Kritik zu verdienen, ſo kam noch als beſonderer Umſtand der Haß hinzu, welchen die Provinzen der Hauptſtadt Rio-Janeiro trugen. Vor allen zeichnete ſich hierin das jederzeit ſtürmiſche und entſchieden republikaniſch-geſinnte Pernambuco aus. Nichts deſto weniger

*) Buchholz, XIII. 54 ff.

ward das Grundgeſetz des Kaiſerreiches Braſilien, als durch eine unermeßliche Mehrheit von Zuſtimmungen gutgeheißen, im ganzen Lande verkündigt, und von dem Kaiſer und der Kaiſerin, ſo wie von allen Behörden und Gemeinden feierlich beſchworen (25. März). Freudenfeſte der mannichfachſten Art, wie gewöhnlich, folgten. Aber es dauerte noch lange Zeit, bis die Conſtitution von dem Papiere in's Leben überging und in der Meinung des Volkes einigermaßen wurzelte. Die Inſtitutionen, die Hauptwurzeln und Lebenskräfte jeder freien und wirkſamen Verfaſſung, wurden auch hier nach demjenigen erſt eingeführt, welchem ſie billig hätten vorangehen ſollen.

Die Gährung der Gemüther begann auch bereits um dieſe Tage in verſchiedener Geſtalt ſich abermals zu zeigen; am allerheftigſten zu Pernambuco. Dom Manoel de Carvalſo Paes d'Andrade, eins der einflußreichſten Häupter der republikaniſchen Partei, war durch eine Volksverſammlung zum einſtweiligen Befehlshaber der Provinz ernannt worden. Er weigerte ſich die Verfaſſung und das Anſehen des Kaiſers ſelbſt nur anzuerkennen. Vergebens bemühete ſich die Partei Dom Pedro's, einen andern Gouverneur einzuſchwärzen; vergebens ſtellte man Dom Carlos da Silva Ferro, früher durch Reichthum vor allen ſeinen Mitbürgern in der Provinz mächtig, an die Spitze der Bewegungen für eine Gegenrevolution; die demokratiſche Partei behauptete ſich ſiegreich, und Carvalſo ſeine Stelle und ſeinen Einfluß. Der Kaiſer beſchloß nun die Unterwerfung der Stadt und Provinz durch Waffengewalt.

Zuerſt ſollte eine einfache Blokade des Hafens

von Pernambuco verſucht werden. Der Commodor Taylor wurde zu dieſem Behuf mit einem Geſchwader abgeſendet. Voran ging ein kaiſerliches Dekret, welches die Einwohner nochmals freundlich zur Unterwerfung aufforderte, es blieb aber ohne Wirkung; eben ſo auch die Nachricht, welche über die beabſichtigte Landung eines portugieſiſchen Heeres von mehr als 10,000 Mann, zu Wiederunterjochung der Colonie, und über Dom Pedro's patriotiſchen Eifer und treffliche Maßregeln zu muthvollem Widerſtande, ſich verbreitete. Man hielt von Seite der Republikaner die ganze Sache für ein ſelbſt angeſponnenes Spiel des Hofes, um Tugenden glänzen zu laſſen, an die Niemand glauben wollte. Sir Taylor ſtellte zwar, auf Dom Pedro's Befehl die Blokade ein; aber auch dieſer Beweis von Großmuth entwaffnete die Demokraten nicht, vielmehr forderte Dom Carvalſo in begeiſternden Manifeſten die Nordprovinzen Braſiliens auf, die Gewaltherrſchaft abzuſchütteln, und eine freie „Föderation des Aequators" zu bilden.

Auf die Nachricht hiervon fühlte der Kaiſer die ganze Nothwendigkeit des kräftigſten Ankampfes gegen die immer mächtiger werdende Partei der Republikaner. Noch gegen Ende Julius wurde eine kleine Flotte ausgerüſtet, beſtehend aus dem Linienſchiffe Dom Pedro, einer Corvette, einer Brigg, verſchiedenen Bombardier- und Transportſchiffen, ſo wie aus einer Truppenabtheilung von 1000 — 1200 Mann. Lord Cochrane führte den Oberbefehl. Der Brigadier Lima, zugleich zum künftigen Militairgouverneur der Provinz Pernambuco mit unbeſchränkten Voll-

machten ernannt, ſtand als zweiter Befehlshaber unter ihm.

Am 23. Auguſt traf der Lord vor der widerſpenſtigen Stadt ein, und forderte ſie zur Uebergabe ihrer Waffen, Forts, Kriegsſchiffe, Geſchützſtücke und Kaſſen, binnen eines Zeitraums von fünf Tagen auf, wogegen er den Einwohnern Schutz und Sicherheit der Perſonen, und den Urhebern und Häuptern der Empörung Amneſtie, unter der Bedingung antrug, daß ſie die Staaten des Kaiſers, ohne deſſen beſondere Erlaubniß, ferner nicht mehr betreten würden. Dieſe Anerbieten fanden keinen Eingang. Die Einſchließung der Stadt begann, und bald auch die Bombardirung der in ſehr gutem Zuſtande befindlichen Forts.

Carvalſo und Barros, entſchloſſen, das Aeußerſte zu wagen, boten einen Widerſtand, welcher ſelbſt die Energie und die Gewandtheit Cochranes ermüdete. Er überließ demnach dem Commodore Juell die Fortſetzung der Blokade, und ſegelte nach Bahia ab, daſelbſt Unterſtützung an ſich zu ziehen. Lima aber unternahm von Eugeno de Suaſſienne, deſſen er ſich bemächtigt, mannigfache Bewegungen gegen Carvalſo. Das Unglück wollte, daß dieſer durch eine derſelben von der Stadt abgeſchnitten und gezwungen wurde, ſich an Bord eines engliſchen Kriegsſchiffes zu flüchten, deſſen Befehlshaber ihn gaſtlich aufnahm. Es war umſonſt, daß er auf die frühern Bedingungen hin nunmehr zu kapituliren wünſchte; Lima forderte, bei veränderten Umſtänden, unbedingte Uebergabe. Bis zur Mitte des Septembers dauerte der Kampf fort; die Republikaner leiſteten verzweiflungsvolle Wehre; endlich jedoch,

nachdem ſie durch die größere Taktik der Belagerer aus allen Verſchanzungen vertrieben worden, ſtreckten ſie die Waffen, nur theilweiſe. Mehrern Abtheilungen, welche außerhalb der Stadt ſich befanden, gelang die Rettung nach Guiana.

Die Niederlage der Pernambucaner vereitelte zwar den großen Plan der Confoͤderation des Aequators; aber ſie vernichtete weder den Geiſt des Widerſtandes in der uͤbrigen Provinz, noch ſchlug ſie die Hoffnungen der Patrioten in den andern noͤrdlichen Landſchaften voͤllig darnieder. Man ergab ſich bloß in die Umſtaͤnde, und harrete beſſerer Augenblicke zur Wiederaufnahme des abgeriſſenen Entwurfes. Der Einfluß und das Beiſpiel der republikaniſchen Nachbarſtaaten erhielten die gebeugten Freunde demokratiſcher Freiheit noch mehr aufreche, und Dom Pedro's Lage war ſo kritiſch und gefahrvoll, daß bloß die Summen des engliſchen Anleihens und die Politik Englands, deren Seele Canning war, ihn retteten.

Um das Bild des Ganzen klarer und anſchaulicher zu geben, werden wir von nun an die politiſchen Hauptparteien, in welchen Braſilien und ſein Monarch eine Rolle geſpielt, zuſammenhaͤngend, eine nach der andern, und zwar in ihren verſchiedenen Richtungen nach Innen und Außen verfolgen. Zuerſt wird alſo die Geſchichte der Regulirung des Verhaͤltniſſes zu Portugal, die endliche Anerkennung der Selbſtſtaͤndigkeit Braſiliens und der Souveraͤnitaͤt Dom Pedro's, in Kurzem gegeben werden; nach dieſem von den Freundſchafts- und Handelsvertraͤgen mit europaͤiſchen Maͤchten, von dem Kriege mit Buenos-Ayres, der Thronfolge in Portugal und dem groben

Skandale die Rede ſeyn, durch welchen die Tochter des Kaiſers von Braſilien, allen Rechten und Verträgen, und der Politik und Moral gleich entgegen, ihrer anerkannten Rechte auf den Thron von Portugal beraubt worden iſt.

Die gleichen Gründe, welche den großen Staatsmann Englands beſtimmten, die Unabhängigkeit mehrerer ehemaligen Colonien Spaniens in Mittel- und Südamerika anzuerkennen, und den bereitwilligen Arm gewiſſer abſolutiſtiſcher Cabinete des Feſtlandes zu Unterſtützung Ferdinands VII. abzuhalten, vermochten ihn auch, Alles anzuwenden, daß Braſiliens Selbſtſtändigkeit von dem frühern Beherrſcher freiwillig zugeſtanden wurde. Das Cabinet von Liſſabon war in eben ſo viele Anſichten, als die Familie ſelbſt in Parteien, getheilt. Damals unterſchied man hauptſächlich drei: eine engliſche, franzöſiſche und ſpaniſch-öſterreichiſche. Erſtere ſuchte, indem ſie Englands Intereſſe hauptſächlich im Auge hielt, die Regierung zu einer conſtitutionellen Reformation zu gewinnen, welche dem Lande auf jeden Fall, auch beim Fortherrſchen des engliſchen Einfluſſes, nur heilbringend ſeyn konnte. Die franzöſiſche wünſchte den Sieg der monarchiſchen Prinzipien, aber gleichwohl einen vernünftigen Zuſtand der Dinge; bei Durchführung einer ſolchen Rolle hoffte man Frankreichs Zwecke zu fördern, und zugleich in der öffentlichen Meinung, welche dem Miniſterium Villele's ſo verächtlich begegnete, wiederum einigen Ruhm zu gewinnen, und das Land dem engliſchen Einfluß zu entreißen. Die dritte Partei ſuchte nur den Sieg des theokratiſch-abſolutiſtiſchen Syſtems und die moraliſche Ertöd-

tung des Geiſtes der portugieſiſchen Nation, in wie fern ſolcher durch die Ereigniſſe der letzten 30 Jahre hineingekommen war. Die erſte und eine Abtheilung der dritten vereinigten ſich jedoch diesmals mit einander in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, daß Braſilien von Portugal frei erklärt würde. England, um den Colonialhandel des Landes in ſeine Gewalt zu bekommen und in Portugal den Meiſter zu ſpielen; Oeſterreich, damit ſeine Kaiſertochter nicht länger eine durch revolutionäre Prinzipien und Kräfte erworbene Krone theile, und der Republikanismus nicht auch auf dieſem Punkte der neuen Welt ſiegreich werde. Nur Spanien, noch von friſchem Grimm über Cannings diplomatiſche Unthat erfüllet, wendete ſich mit Abſcheu von dem bloßen Gedanken einer vertragsmäßigen Ausſöhnung. Seine apoſtoliſchen Unterhändler und die Anhänger der Königin, welche in ihrer Abgeſchiedenheit zu Queluz und Ramalſao fortwährend an dem Gift- und Hexenbrei für ihr unglückliches Vaterland kochte, wendeten alles an, Dom João von jedem Vergleich mit ſeinem rebelliſchen Sohne abzuhalten.

Nichts deſto weniger leitete Herr Canning Alles auf das Beſte ein. Man paralyſirte auf jede Weiſe alle Rüſtungen, zu welchen der politiſche Unverſtand der anti-engliſchen Partei ſich zu ermannen ſuchte. Noch im Jahre 1824 vermochte man den Kaiſer Dom Pedro, welcher bis jetzt keinem portugieſiſchen Abgeſandten auch nur die Landung erlaubt hatte, zu einigen mildern Maßregeln. Eben ſo zeigte ſich ſeinerſeits auch das portugieſiſche Cabinet etwas freundlicher.

Man gab die braſiliſchen Gefangenen frei.

In mehrern Häfen des Kaiſerreiches wurden Schiffe unter portugieſiſcher Flagge zugelaſſen. Für die Anſichten Cannings arbeitete Palmella, für diejenigen Frankreichs Subſerra am meiſten*). Nach vielen vergeblichen Bemühungen erpreßte man endlich von dem Könige Johann oder deſſen Miniſtern, das Zugeſtändniß: Braſilien ſoll den Namen eines Kaiſerthums und eine beſondere Conſtitution, Dom Pedro den Titel eines Kaiſer-Regenten erhalten; die Colonie ſelbſt aber, ſoll wie bisher, mit Portugal verbunden bleiben.

Nachdem hierdurch zum mindeſten eine ſichere Grundlage zu fernerer Unterhandlung gewonnen worden, ging der berühmte Mittler und Todtengräber der neuern Verfaſſungen in einer Perſon, Sir William A' Court (Lord Heitesbury) nach Liſſabon (noch im Oktober 1824). Die von ihm und ſeinen Gegnern geſpielten Intriguen, und der erfolgte Miniſterwechſel, welcher Cannings Plane um vieles weiter förderte, findet man in der Geſchichte von Portugal und in der des portugieſiſchen Repräſentativ-Syſtems erzählt. Auch Sir Charles Stuart, ebenfalls nun nach Liſſabon geſendet, operirte inzwiſchen wacker mit; der Graf Barbacena,

*) Gleichwohl hält das Cabinet der Tuilerien es nicht für nothwendig, dieſen dermal zwiſchen Leben und Tod in Dom Miguels Kerkern ſchmachtenden, und ſeiner gerichtlichen Meuchelmordung entgegenſehenden Diplomaten, auch nur durch eine ernſthafte Depeſche zu retten, ſo wie man auch zu allen übrigen Gräuelthaten diplomatiſch-artig ſtillgeſchwiegen hat. Solches heißt heut zu Tage: „Sieg der Prinzipien."

im neuen Miniſterium die Hauptperſon und in Dom Pedro's Intereſſe, und mit Palmella insgeheim fortwährend verbunden, war die Seele der Bemühungen für die Emancipation Braſiliens. Man unterſtützte das Anleihen des Kaiſers, welches die Judenfamilie Rothſchild übernahm. Die Partei der Königin und ihrer Verbündeten war in Verzweiflung, da ſie einen Sieg conſtitutioneller revolutionärer Grundſätze für Portugal nicht minder als für Braſilien nahe ſahen.

Endlich war man im Februar 1825 zu London, wo auch der Prinz Eſterhazy ſehr thätig an den Unterhandlungen Theil nahm, ſo weit vorgeſchritten, daß dem Kaiſer nachſtehender Antrag, mit Bewilligung Dom Joào's gemacht werden durfte: „So lange Dom Joào VI. lebt, führt Dom Pedro, ſein Sohn, den Namen eines Kaiſer-Regenten; nach deſſen Tode aber denjenigen eines Königs von Portugal und Kaiſers von Braſilien. Das neue Reich bezahlt an das Mutterland eine Entſchädigungsſumme und bleibt, wiewohl mit demſelben, mittelſt eines gemeinſamen Oberhauptes, verbunden, ein für ſich beſtehender Staat.“ Die braſiliſchen Geſandten erklärten ihre Vollmacht für unzureichend, und ſtellten völlige Unabhängigkeit als Conditio sine qua non jedes endlichen Vergleiches auf.

Sir Charles Stuart reiſte nichts deſtoweniger mit einer außerordentlichen Sendung nach Rio-Janeiro, wie es ſcheint, auch von Liſſabon aus mit ungewöhnlicher Vollmacht verſehen. Er kam gerade zu einer Zeit in Braſilien an, wo der Krieg mit Buenos-Ayres um Montevideo, die Plane auf Paraguay, die Umtriebe der

republikaniſchen Partei, und die Politik und Entwürfe Bolivars den Kaiſer auf das mannichfaltigſte bewegten und mit Beſorgniſſen jeder Art erfüllten. Nie hätte der Augenblick zu Abſchluß eines Vergleiches gelegener ſeyn können, als der gegenwärtige.

Dom Pedro empfing den engliſchen Vermittler auf ausgezeichnete Weiſe (28. Juli 1825), und der Staatsrath rathſchlagte ohne Säumen über die Gegenſtände ſeiner Sendung. Am 29. Auguſt wurde der Vertrag zwiſchen Braſilien und Portugal unterzeichnet. Dom João VI. erkannte in demſelben erſteres Land als ein unabhängiges, von Portugal, Algarvien und den übrigen Beſitzungen getrenntes Kaiſerreich, ſeinen Sohn Dom Pedro de Alcantara aber als Beherrſcher deſſelben an. Der König, welcher aus freiem Willen für ſich und ſeine Nachkommen alle Rechte auf das Land Braſilien an Dom Pedro und deſſen Erben abtritt, behält ſich bloß ebendenſelben kaiſerlichen Titel vor.

Für Ausgleichung aller zwiſchen beiden Reichen noch obwaltenden Irrungen, nehmen beide Monarchen die Vermittlung Sr. Großbritaniſchen Majeſtät an. Alsbald ſollen auch von beiden Seiten Bevollmächtigte zuſammentreten, und die wechſelſeitigen Reclamationen in's Reine bringen. Sir Charles Stuart, von Portugal in dieſer Eigenſchaft bereits ernannt, überbrachte nunmehr, nach einer Ueberfahrt von 52 Tagen, die wichtige Botſchaft des angenommenen Vertrages.

In ganz Braſilien, wo man an die Sache Dom Pedros und der conſtitutionellen Monarchie aufrichtige Anhänglichkeit fühlte, herrſchte Jubel und Begeiſterung über das Geſchehene. Die re=

publikaniſche Faktion allein fühlte ſich einer ihrer vorzüglichſten Stützen, der Ungewißheit des bisherigen Zuſtandes und der Furcht vor Portugal, durch welche das Anſehen des Kaiſers ſtets noch in Schach gehalten und gemindert worden war, von nun an beraubt.

Fünftes Kapitel.

Dom João's Tod. Die Carta de Lei. Donna Maria, Königin von Portugal. — Die Verträge Braſiliens mit auswärtigen Mächten. — Verhältniß zu Dr. Francia. — Tod der Kaiſerin Maria Leopoldina. Generalverſammlungen von 1826 und 1827.

Ein großer Theil der portugieſiſchen Patrioten, aus Gründen, welche ihrem Gefühle mehr denn ihrem Herzen Ehre machten, vernahmen die Nachricht von endlicher Lostrennung der wichtigen Colonie, mit Bedauern und Schmerz. Die Einſichtsvollern erkannten, daß es der Nation mehr fromme, das Unhaltbare freiwillig aufzugeben, und die heimiſche Kraft für Verbeſſerung des innern Zuſtandes anzuwenden, ſtatt zu fruchtloſem Ankampf wider den Geiſt der Zeit und den Willen des Schickſals in einem entfernten, Portugal längſt im Geiſt entfremdeten Lande zu vergeuden. Andere fanden im Sieg der Grundſätze hinreichende Entſchädigung, und in dem freundſchaftlichen Verhältniß zu einem Bruderſtaate größern

Gewinn, in materieller wie in moraliſcher Beziehung, denn in dem Widerwärtig-Feindſeligen eines Gewaltherrn zu einem unterdrückten und in ſeinen edelſten Rechten mißhandelten Volke. Alle drei aber ahneten die furchtbaren Ereigniſſe nicht, die aus dieſer Trennung, wiewohl nicht als unmittelbare Folge, ſondern gegen die Berechnung der Verſtändigſten, für Portugal ſich entwickeln ſollten.

Während Dom Pedro die Bemühungen der Republikaner in Braſilien mit kräftigem Arme niederſchlug, entdeckte Verſchwörungen mit Beil und Strang beſtrafte, mit England Freundſchaft unterhielt, diejenige des Libertadors Bolivar ſuchte, zur Theilnahme am großen Congreß der amerikaniſchen Staatenbunde bereit ſich erklärte, und mit Dr. Francia Briefwechſel pflog, während Braſiliens Handel aufblühte und der des ehemaligen Mutterlandes neuen Schwung erhielt, erkrankte plötzlich ſein Vater, der König João VI. von Portugal, und ſtarb, man weiß noch immer nicht, ob an natürlicher Krankheit, ob an Wirkungen der Chokolade von Mafra, zubereitet von der Hand der Apoſtoliſchen, — nachdem er noch zuvor ſeine zweitälteſte Tochter, die geiſtvolle und anmuthige Prinzeſſin Iſabella, zur Regentin von Portugal erklärt hatte.

Noch vor dieſem Ereigniß hatte bange Ungewißheit der Gemüther ſich bemächtigt, welcher von beiden Prinzen auf den Thron von Portugal einſt wohl nachfolgen würde, ob der Kaiſer von Braſilien (vermöge der alten Reichsgeſetze und des Rechtes der Erſtgeburt), oder der Infant Dom Miguel (vermöge der vertragsmäßigen

Trennung beider Länder). Jener Vertrag ſelbſt hatte auf dieſen Fall hin keine Verfügung; doch behauptete man, geheime Clauſeln, zu Gunſten D. Pedro's, von England garantirt, ſeyen demſelbigen bei ſeinem Abſchluß gleich beigefügt geweſen. Die Meinung der Mehrzahl von Staatsrechtlehrern und die der meiſten Cabinete ging dahin: Dom Pedro habe wohl für ſeine Perſon, aber nicht für die ſeiner rechtmäßigen Erben auf den väterlichen Thron entſagt und entſagen können. Da der Kronprinz von Braſilien, ſein älteſter Sohn, vermöge der Conſtitution dieſes Landes, in demſelben allein einſt herrſchen konnte, ſo ging das Recht deſſelben natürlicherweiſe, und in Folge der portugieſiſchen Reichsgeſetze, auf das zweite Kind des Kaiſers und Königs, die älteſte Prinzeſſin, Donna Maria da Gloria, damals Prinzeſſin von Groß=Para, über. Die Partei von Queluz u. ſ. w. aber hoffte für den Liebling Dom Miguel, deſſen große Verdienſte und Herrſcherfähigkeiten durch mehr als ein Ereigniß, worunter Coule's Ermordung nicht das ruhmloſeſte war, ſich bereits kund gegeben hatte. Man harrete mit ängſtlicher Ungewißheit der Bekanntmachung des geheimen Artikels in dem oben genannten Vertrage, welcher allein das Räthſel löſen konnte, und mit dem man ſchon ſeit längerer Zeit ſich herum getragen hatte.

Die europäiſchen Mächte, mit Ausnahme derjenigen, welche dem Dom Miguel, ſeiner Mutter und der apoſtoliſchen Faktion auf den ſchlimmſten Fall hin im Geheimen Hülfe zugeſagt, anerkannten die Rechte des Dom Pedro. Man beſchloß denſelben feierlich zu bewillkommen und ſeine

Befehle einzuholen. Canning arbeitete für friedliche Vereinigung der tiefverwickelten Sache. Sir William A'Court, vermuthlich ſchon damals im Solde der Tories von England und des Feſtlandes, ſpielte den eifrigen Conſtitutionellen, und ermuthigte die Prinzeſſin-Regentin zu ſtandhaftem Ausharren auf ihrem ſchwierigen Poſten. Dom Miguel, welcher ſeit ſeiner Verbannung, zu Wien die nothdürftigſten Elemente der Menſchwerdung und in den Künſten ſeiner künftigen Beſtimmung gehörigen Unterricht empfangen hatte, unterwarf ſich ſcheinbar der Gewalt ſeines Bruders. Schon damals aber arbeitete man diplomatiſch von einigen Seiten an ſeiner einſtigen Erhebung.

Sir Stuart war am 1 März 1826 zu Rio-Janeiro eingetroffen und von dem Kaiſer auf das huldreichſte empfangen worden. Dom Pedro beeilte ſich, das Loos ſeines ehemaligen Vaterlandes, in welchem zu herrſchen vom Schickſal ihm nicht vergönnt war, ſeiner erhabenen Stellung und der bisher geſpielten Rolle würdig, zu entſcheiden. Er beſtätigte ſeine Schweſter Iſabella in ihrem Amte als Regentin-Reichsverweſerin des Königreiches Portugal, gewährte allen Portugieſen ohne Unterſchied, welche vom Jahre 1820 an, politiſcher Verbrechen ſich ſchuldig gemacht, Amneſtie, und gab dem Lande eine politiſche Verfaſſung, Carta de Lei, der braſiliſchen nachgebildet, am 23. April des Jahres 1826. Hierauf trat er alle ſeine Rechte auf die Krone Portugal an ſeine Tochter Donna Maria da Gloria ab, welche er zugleich ſeinem Bruder, Dom Miguel zur Gemahlin beſtimmte (2. Mai).

Nachdem dies geſchehen und Herr Stuart

zur Ueberbringung der freudenreichen Botſchaft nach Liſſabon entlaſſen worden, verſammelte der Kaiſer auch alsbald nach ſeiner Rückkehr aus Bahia, wo er eine Zeitlang ſich aufgehalten, die zu Ende des Jahres 1825 bereits einberufenen Kammern, und beſchwor am 25. März abermals die Verfaſſung. Eröffnung und Schluß gingen auf das prunkvollſte vor ſich. Der Kaiſer erklärte den Braſilianern, daß er aus Liebe zu ihnen, dem Throne Portugals entſagt. Alle öffentliche Aktenſtücke huldigten dem Syſteme der geſetzlichen Freiheit unverhohlen. Das Volk begann nunmehr im Ernſt an des Kaiſers conſtitutionelle Geſinnung zu glauben, und jetzt erſt, nachdem er von Portugal auf gleich würdige, als vortheilhafte Weiſe ſich losgeſagt, ſchien er in dem Herzen der Braſilianer eingebürgert.

Es iſt vielfach die Rede davon geweſen, daß England (durch Canning ſowohl als Stuart), an Abfaſſung jener portugieſiſchen Charte Theil gehabt. Allein beide Männer haben dies auf das Beſtimmteſte geläugnet, und der Miniſter ſogar das Werk Dom Pedro's in vielen Punkten, als unpraktiſch, förmlich gemißbilligt. Man behauptete ſpäter ſogar, die Carta de Lei ſey von des Kaiſers eigener Perſon entworfen, und nach ſeinen Lieblingsideen, von einem hoch in ſeinem Vertrauen ſtehenden Braſilier ausgearbeitet worden.

Dom Pedro's Name erſcholl fortan in dem Munde der Mehrzahl Portugals, als derjenige eines ſegenreichen Geſetzgebers und Wohlthäters. Man feierte ſein Andenken auf jegliche Weiſe. Man ehrte England, und ſeinen berühmten Staatsmann und die Unterhändler, welche die Sache betrieben, mit einem Gefühl, das den alten Nationalhaß gegen

alles Engliſche auf eine Zeitlang verdrängte. Aber der Tod Cannigs, die Schlaffheit des Miniſteriums und die Handlungsweiſe eines Wellington, A'Court, Goderich, Beresford und Aberdeen zerſtörten nach kurzer Zeit alle Früchte wieder, und verwandelten dasjenige, was urſprünglich zum Segen verliehen worden war, in gräuelvollen Fluch.

Wir kehren nunmehr zu den Akten und Schickſalen Dom Pedro's, als Monarch von Braſilien, zurück. Er hatte England für mannigfach geleiſtete Dienſte verbindlich ſich erzeigt, und ſeinen Handel auf jede Weiſe begünſtigt. Die Diplomaten des mächtigen Inſelreiches behaupteten zu Rio = Janeiro einen Haupteinfluß. Ein Handelsvertrag zwiſchen beiden Staaten war ſchon früher abgeſchloſſen, und unterm 18. Oktober 1825, in der braſiliſchen Hauptſtadt unterzeichnet worden. Das engliſche Miniſterium fand jedoch allerlei Anſtände, und verſagte ſeine Genehmigung *). Nach verſchiedenen Schwierigkeiten kam auch mit Frankreich (im Juni 1826) ein Freundſchafts- und Handelsvertrag zu Stande. Dieſem folgten, ein Jahr darauf (16. Juni 1827), ähnliche Verträge mit Oeſterreich, welches nun die Kaiſertochter als rechtmäßige Monarchin Braſiliens, und die Enkelin zweier Kaiſer, als legitime Königin von Portugal (damals noch) erblickte; eben ſo mit den hanſeatiſchen Republiken Hamburg, Lübeck und Bremen (17. Octbr. 1827).

---

*) Der Punkt wegen wechſelſeitiger Auslieferung der Verbrecher verzögerte den Abſchluß. Falſche Schaam! Eitle Koketterie, man kennt dich, ſchöne Maske.

Das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen dem Kaiſer und dem Dr. Francia hatte um dieſe Zeit bereits aufgehört. Noch gegen das Ende des Jahres 1826 fanden unangenehme Berührungen Statt. Der Diktator von Paraguay hatte früher Dom Pedro das Wort gegeben, in des Kaiſers Verhältniſſen zu Amerika und Europa völlige Unparteiſamkeit zu behaupten. Eben ſo hatte er Bevollmächtigte nach Madrid geſchickt, um gewiſſe Vorſchläge zu machen, welche auf den Fall ihrer Verwerfung von Seite der ſpaniſchen Regierung, ſodann dem Kaiſer ebenfalls zur Entſcheidung überſandt werden ſollten. Eine mächtige Intrigue, von der Königin Charlotte angeſponnen, war der Haupthebel dieſer myſtiſchen Unterhandlung. Allein ſie ſcheiterte, und die Commiſſäre wurden von Dom Ferdinand VII. nicht nur nicht angehört, ſondern ſelbſt mißhandelt, nach den Grundſätzen des in Spanien herrſchenden Gaſt- und Völkerrechtes.

Dr. Francia hielt dafür: Dom Pedro's Benehmen und ſeine Carta de Lei trügen alle Schuld daran. Er klagte daher bitter den Kaiſer an, daß er die Revolution auf den amerikaniſchen Continent gebracht und lüſterne Augen auf den Staat Paraguay geworfen habe; daß er es ſey, welcher, mit Hülfe brittiſcher Sendlinge, die Miſſion der Commiſſäre in Madrid vereitelt. Die neue Verfaſſung, die er den Portugieſen gegeben, und durch die die Revolution in jenem Lande aus ihrer Aſche wieder erſtanden, wäre nur der Deckmantel ſeiner Pläne auf das linke Ufer des Uraguay. Wenn Dom Pedro fortführe, ſich durch unwürdige Einflüſterungen leiten zu laſſen, Ein-

flüſterungen, wodurch ſogar ſeine ehrwürdige Mutter in den tiefſten Kummer verſetzt worden ſey, ſo werde ſich Dr. Francia und die Regierung von Paraguay nie in Verbindung einlaſſen. In Paraguay wiſſe man wohl, daß Dom Pedro Schuld an der Empörung des Abendeno trage (eines Mannes, der zuerſt die jetzige Verfaſſung Paraguay's vorſchlug, und deshalb, auf Francia's Befehl, am 26. Oktober 1826 hingerichtet wurde).

Der Diktator hatte, in Folge der angeblich von Braſilien unternommenen Bewegungen, die für eine Weile an B. Zapidas übertragenen Zügel der Regierung, mit neuer Kraft und Raſchheit ergriffen, und den Abgeordneten des braſiliſchen Generals, der in dem Staate Banda Oriental befehligte, nicht einmal zugelaſſen, vielmehr denſelben auf barſche Weiſe zur Rückreiſe nach Matteo-Groſſo genöthigt. Nach dieſem war auch, trotz freundſchaftlichem Vergleichsanerbieten, eine braſiliſche Brigg in den Gewäſſern von Paraguay durch eine Goelette des Diktators verhindert worden, ihren Weg fortzuſetzen. Endlich traf Francia ernſthafte Rüſtungen, wie zu Abwehrung eines feindlichen Angriffs. Vergebens begehrte der Admiral Dom Pedro's von dem Befehlshaber der paraguay'ſchen Seemacht die Erlaubniß, einen Unterhändler nach Aſſomption zu ſchicken; der geſtrenge Doktor erklärte alle fernere Verbindungen mit Braſilien abgebrochen, drohete, jedes Schiff, das über St. Nikolas de los Arroyes vordringen würde, anhalten und die Mannſchaft niederſchießen zu laſſen. Gegenmaßregeln von Seite des Kaiſers erwartend, bereitete er ſich zu ernſthaftem Kampfe, ſtellte er ein Beobachtungsheer auf die Gränze, theilte

er Kaperbriefe aus. Kurz vorher war, da der König von Spanien den vortheilhaften Vorſchlägen, welche die Regierung von Paraguay, unterſtützt von der Königin Caroline, der mächtigen Stütze des römiſch-katholiſchen Glaubens, ihm gemacht, kein Gehör gegeben hatte, die Unabhängigkeit der theokratiſchen Republik förmlich ausgerufen worden. Dadurch hoffte man allen künftigen Attentaten Dom Pedro's auf dies von Revolutionsſtürmen bisher frei erhaltene Land, hinreichend begegnet zu haben. Die Zeit wird lehren, ob es dem braſiliſchen Kaiſer nicht gelingt, einen Staat mit dem ſeinigen zu vereinen, welcher durch Jeſuiten entſtanden, und durch einen Jeſuiten mit Robespierriſchem Charakter bisher regiert worden iſt.

Eine tiefe Wunde wurde dem Herzen Dom Pedro's durch den Tod ſeiner oben genannten liebenswürdigen Gemahlin, Maria Leopoldina, geſchlagen, welche am 11. Dezember des Jahres 1826 geſtorben war. Sie nahm die Achtung und die Thränen aller beſſern Braſilianer mit in's Grab. Niemals hatte ſie die ihrem Geſchlecht und Hauſe oft ſo eigene Sucht, in Staatsſachen ſich zu mengen und politiſche Intriguen anzuzetteln, getheilt, noch vielweniger den Haß eines fremden Cabinettes gegen alles conſtitutionelle Weſen in dasjenige ihres Gemahls zu verpflanzen geſucht. Sie erfüllte alle ihre Pflichten, als Gattin und Mutter, muſterhaft. Die Bosheit hat auch deſſen ungeachtet das traurige Ereigniß ihres frühen Abſterbens ergriffen, und daſſelbe mit einem geheimen Verhältniſſe Dom Pedro's in Verbindung gebracht, bloß in der Abſicht, einem con-

ſtitutionellen Fürſten in der öffentlichen Meinung dadurch zu ſchaden, welcher dieſe letztere zu ehren und anzuerkennen es wagte.

Die Sitzung des Nationalcongreſſes vom J. 1827, welche am 3. Mai von dem Kaiſer in eigener Perſon eröffnet worden, füllte ſich meiſt mit Betrachtungen über die nunmehr ſo glücklich geregelten Verhältniſſe Portugals, und Berathungen über den Krieg mit Buenos-Ayres, und mit Verbeſſerung der Finanzen des Landes. Beide letztere Dinge waren aber gerade ſehr unvereinbar, und ehe der Gang der Begebenheiten uns noch einmal zu kurzem Rückblicke auf das portugieſiſche Drama hinruft, und zu Dom Pedro's neueſten Entſchlüſſen; iſt es nothwendig diejenigen Ereigniſſe in gedrängtem Umriſſe vorüber zu führen, welche nicht nur die innere Erſtarkung Braſiliens bis dahin verhindert und viele ſeiner edelſten Kräfte erſchöpft, ſondern auch den Kaiſer ſeither noch verhindert haben, gegen den frechen Räuber der Krone ſeiner ſchimpflich verſchmäheten Tochter mit aller Macht des gereizten Königszornes aufzutreten.

Sechstes Kapitel.

Der Krieg mit Buenos-Ayres. — Deſſen Hauptereigniſſe und Ausgang. — Donna Maria wird der portugieſiſchen Krone beraubt.

Die nähern Umſtände der Beſitznahme der Banda Oriental, welche längere Zeit einen Beſtandtheil des Vicekönigreiches Buenos-Ayres gebildet, die vorangegangenen Begebenheiten des Kampfes der Argentiner mit Spaniens Heeren, die Gewaltherrſchaft des Parteigängers Artigas, und die Bedingungen, unter welchen Braſilien die wichtige Provinz interimiſtiſch zu ſeinen Handen nahm, möge man ſpäter in der Geſchichte von Montevideo vergleichen, welches, als nunmehr ſelbſtſtändiger Freiſtaat, ebenfalls eine Abtheilung in unſerm hiſtoriſchen Cyklus von den amerikaniſchen Republiken erhalten muß. Eben ſo gehört auch der Kampf um die Banda Oriental ſelbſt, ſowohl in dieſe Abtheilung, als in die Darſtellung der Schickſale des argentiniſchen Staatenbundes. Um ſomit dieſelbe Sache nicht dreimal zu erzählen, führen wir hier nur die vorzüglichſten Momente des merkwürdigen Streites an den Augen des Leſers vorüber.

Die Eiwohner von Montevideo und dem dazu gehörigen Gebiete hatten ſtets die Abſicht blicken

laſſen, vom Kaiſerſtaate Braſilien ſowohl als der La Plata-Republik unabhängig, nach eigenen Geſetzen ſich zu regieren. Doch hing ihr Herz, im Fall einer Wahl zwiſchen beiden, mehr an der letztern denn an dem erſtern, da bei dem vorwaltenden Föderativſyſtem, ihr Wunſch nach politiſcher Unabhängigkeit wenigſtens zum Theil ſich verwirklicht haben würde. Noten und Beſchwerden wurden hinter einander in großer Anzahl gewechſelt; allein der Kaiſer Dom Pedro hielt mit ſtärkerm Arm die knirſchende Provinz in ſeinem Gehorſam, und die Einwohner erklärten durch erzwungene Adreſſen ihre innige Bereitwilligkeit, für immer mit Braſilien vereinigt zu bleiben. Endlich jedoch machte der unterdrückte Volksgeiſt ſich Luft; am 21. April 1825 brach allgemeiner Aufruhr aus und die republikaniſche Partei erhob trotzig ihr Haupt. Die Patrioten vom La Plata hatten durch Geldſummen, Briefwechſel und Unterhändler die Flamme angeblaſen, und die materiellen Mittel des Widerſtandes ſo viel wie möglich zugeführt.

Der General Lavalleia ſtellte ſich an die Spitze bewaffneter Haufen, landete am linken Ufer des La Plata, und beſtimmte Fructuoſo Ribeira, einen der Feldherren Dom Pedro's, zum Uebergang zur Sache der Inſurgenten. Bald darauf erklärte der Congreß der Republik Buenos-Ayres die Wiederaufnahme der Banda Oriental in den argentiniſchen Staatenbund, von welchem ſie niemals aufgehört habe, einen Beſtandtheil zu bilden. Die Zeit der braſiliſchen Herrſchaft über dieſelbe wurde als eine fortgeſetzte Uſurpation betrachtet. Die Republik ſtellte ſofort ein Beobachtungsheer am La Plata auf.

Die Truppen des Kaiſers und der Eisplatiner ſtießen nunmehr auf einander und das Kriegsglück wechſelte. Erſtere erlitten (8. Juli) bei Perdido, letztere (14. Okt.) bei Orqueta de Sarandi, und ebenſo (4. Nobr.) bei Arboletto eine empfindliche Niederlage.

Um eben dieſe Zeit hatte der Großadmiral, Lord Cochrane, den Dienſt des Kaiſers wegen Streitigkeiten mit den Miniſtern über Sold und Priſen, verlaſſen, und war nachmals in die Dienſte der Griechen, in gleicher Eigenſchaft, gegangen, ohne jedoch für die großen Summen, die er ſich ſtipuliren ließ, die Erwartungen jener Nation und ihrer Freunde in der Folge zu befriedigen. Durch ein Betragen, welches allzuſehr demjenigen eines abenteuernden Miethlings glich, büßte er ſehr viel in der Meinung der Philanthropen und Freiheitsfreunde Europa's von dem bisherigen Ruhme ein. Der Kaiſer entließ ihn, zwar ungern, doch mit gereizter Stimmung über die ſchnell wechſelnden Grundſätze eines Mannes, dem er ſo viel vertraut und ſo große Wohlthaten zugetheilt hatte. Er vergaß, daß der Engländer ſtets zu Aenderung der politiſchen Rolle bereit iſt, ſobald er nur irgend einen Zuwachs für ſeinen finanziellen Vortheil erblickt. Der Nachfolger Cochrane's, Lobo, foderte die Regierung von Buenos-Ayres nachdrücklich auf, ihr bisheriges Syſtem, nach welchem ſie die Inſurgenten der Banda auf alle Weiſe unterſtützt, zu ändern. Die Republik entwickelte ihrerſeits in einer gedruckten Denkſchrift (4. Novemb.) den unrechtmäßigen Titel, mit welchem Braſilien ſich im Beſitze der ſtreitigen Provinz fortbehauptet, ſo wie auch die Anſprüche der Fö-

deration vom La Plata auf dieſen, der gemeinſamen Kette gewaltſam entriſſenen Ring. Von der Feder jedoch kam es bald, wie Jedermann wohl erwartet hatte, zum Schwerte.

Der Kampf wurde von beiden Theilen mit Erbitterung, beiden zu gleich großem Nachtheil, geführt. Die edelſten Kräfte, welche füglicher der innern Entwickelung wären zugewendet worden, ſah man nutzlos hier verſchwendet. Die Eisplatiner ſelbſt konnten für ihren urſprünglichen Plan noch die meiſte Hoffnung ſchöpfen. Zur See waren die Braſilier, — zu Land, weil hier von den freiheitdürſtenden Einwohnern kräftig unterſtützt, befanden ſich die Gegner mehr im Vortheil. Der Obriſt Olivera nahm noch zu Ende des Chriſtmonds (30. Dcbr.) 1825 die Stadt Thereſa und ſtürmte das Fort St. Migues. Lobo dagegen drang mit ſeiner Flotte auf dem La Plata bis Buenos-Ayres vor. Sofort wurde, zu großem Schaden der Stadt und der neutralen Schiffe, die Blokade eingeleitet, wiewohl ſchlecht genug vollzogen. Die Flotte der Republik, unter dem Oberbefehl des tapfern und kenntnißreichen Brown, ſchlug diejenige des Kaiſers und zwang ſie zu ſchleunigem Rückzug. Aber es gelang Lobo bald wieder auf ähnliche Weiſe ſich zu rächen und die Blokade wieder herzuſtellen.

Während dies zur See geſchah, belagerten die Heerhaufen La Vallega's und der Argentiner Montevideo mit Macht. Aber die Stadt war zu ſtark befeſtigt und zu gut mit Vertheidigern verſehen, als daß ein entſcheidender Schlag ſobald gelingen konnte, trotz der dem Kaiſer friedlich geſinnten Mehrzahl der Bevölkerung. Eine Reihe einzelner

Gefechte und Ausfälle wiederholten ſich unter den Mauern. Jeder Theil hoffte durch ſtandhaftes Ausharren die Geduld des andern zu ermüden. So ſtanden die Sachen, als die überraſchenden Ereigniſſe in Portugal entſchieden, und Dom Pedro zu Anträgen des Friedens geneigter gemacht, die ſeither, der wiederholten Bemühungen des brittiſchen Unterhändlers und Vermittlers ungeachtet, jederzeit an der Hartnäckigkeit der Kämpfenden geſcheitert waren*).

Die Verfaſſung, welche Dom Pedro dem Reiche Portugal gegeben, und die Souverainität der Königin Donna Maria da Gloria, waren von allen europäiſchen Mächten (mit Ausnahme Spaniens) förmlich anerkannt worden. Die Infantin Iſabella führte, in Dom Pedro's und ſeiner Tochter Namen, bis zu deren Großjährigkeit, die Zügel der Regierung. Inzwiſchen ſammelte ſich eine Faktion Mißvergnügter, von der ſpaniſchen Camarilla, von der Jeſuitenpartei in Portugal, der Congregation von Paris, von den Agenten der alten Königin, den geheimen Vollmachten aus Wien und den Tories in England aufgemuntert und unterſtützt, im Innern des Landes, und es begann ein blutiger Bürgerkrieg. Deſſen Erfolge und Ausgang ſind in der Geſchichte von Portugal geſchildert worden. Um die innere Ruhe wieder herzuſtellen und die Parteien zu beſchwichtigen, ſann man auf einen Mittelweg, und beſchloß, den Infanten Dom Mi-

*) Vgl. die auf dieſen Kampf ſich beziehenden Aktenſtücke in den „Neueſten Staatsakten" von Cotta. B. IX. und X.

guel, den Oheim und Verlobten der jungen Königin, als Regenten, bis zu deren Ankunft, nach ſeinem Vaterlande zurück zu ſchicken. Das öſterreichiſche Cabinet, welches für Dom Miguels, des in Herrn von Genz's Schule nunmehr Erzogenen Treue zu bürgen ſchien*), hatte vorzüglich — wie es heißen will und Dom Pedro nachmals ſelbſt erklärte, — auf dieſe Entſchließung eingewirkt. Schon früher war ſein Entſchluß, den Bruder zu ſich nach Rio-Janeiro zu nehmen und daſelbſt erziehen zu laſſen, durch eine geheime Sendung des Ritters von Neumann geändert und ſein Mißtrauen gegen den Jüngling, deſſen Charakter nur allzu wohl ihm bekannt war, für eine Zeitlang entwaffnet worden.

Dom Miguel, welcher zu Wien, in völliger Freiheit, der Autorität ſeines Bruders förmlich gehuldigt und als Statthalter deſſelben die Reiſe nach Liſſabon angetreten hatte, war nicht ſobald daſelbſt angelangt, als er, nach frevelhaftem Spiel mit einem zweiten Eid auf Evangelium und Charte, die Maske abwarf, die Cortes mit Kriegsleuten verjagte, die treueſten Anhänger der rechtmäßigen Gewalt einkerkerte und jenes blutige Syſtem zu entwickeln begann, welches bloß an den Septembergräueln und Noyaden der franzöſiſchen Revolution und an den Unthaten Ali Paſcha's ein würdiges Gegenſtück findet. Oeffentlicher und geheimer

*) Der Prinz hatte den Kaiſer von Oeſterreich von ſeinem Entſchluß, den Befehlen ſeines Herrn und Bruders zu gehorchen und die Conſtitution zu beſchwören, in Kenntniß geſetzt, und Se. Majeſtät ihn ſehr gebilligt.

Meuchelmord, kaum nothdürftig unter gerichtliche Formen verhüllt, trat an die Stelle der Geſetze, und eine allgemeine Plünderung des Vermögens Aller, welche durch Geburt, Talent und Induſtrie ſich auszeichneten und zu Dom Pedro's Anhängern gehörten, kam an die Tagesordnung. Jeder Erinnerung an den rechtmäßigen König wurde mit raffinirter Beſchimpfung Hohn geſprochen und an die Plätze, wo ſeine niedergeriſſenen Bildſäulen geſtanden, Galgen aufgepflanzt. Die Uſurpation der königlichen Krone nach der Gaukelei mit den abgeſchafften alten Cortes, vollendete das Werk der Gewalt und des Hochverrathes. Die Gegenrevolution von Oporto mißlang, und die Ermordung oder Mißhandlung der Bürger, ohne Unterſchied des Geſchlechtes, Alters und Ranges, nahm ihren ungeſtörten Fortgang. Der Tajo ſchwemmte, das Werk der Nacht verrathend, die heimlich Erwürgten an das Land. Die Scene mit Moreira und ſeinen Gefährten, ſo wie mit deren ſchuldloſen Wittwen und Waiſen, ſteht, indem wir dieſe Zeilen niederſchreiben, als neueſter merkwürdiger Commentar zu den Grundſätzen der Legitimität, zum allgemeinen Schauder des civiliſirten Europa's, da, welches von den Höhen des Himmels, oder von jenſeits des Weltmeers die Hand des Rächers über namenloſen Verrath und Frevel erwartet, und in dem Glauben an alles Recht, alle Moral, alle Eide und Verträge irre gemacht werden würde, ſo dieſe Rache nicht exemplariſch ſich nahen würde.

Dom Pedro, in ſeinem tiefſten Innern über dieſe Thaten erſchüttert, hat bereits die treu-

loſen Vorſchläge der Abgeordneten des Miniſteriums Wellington, zum Vergleiche mit dem Thronräuber abgelehnt. Er billigte das Betragen ſeiner Anhänger, er ſchickte den Königen Europa's ſeine Tochter, um durch den Anblick eines ſchuldloſen Fürſtenkindes Jedem, welcher in Verwerfung des Meuchlers zögern würde, Schaamroth in die Wangen zu jagen. Er ſchloß mit Buenos-Ayres Frieden, um ungeſtört für die Rechte dieſer Fürſtin wirken zu können und ſeine zertretene Charte wieder herzuſtellen. Nachdem der „älteſte und getreueſte Alliirte des Hauſes Braganza" mit Donna Maria da Gloria eine heuchleriſche Farçe geſpielt und ſeine getreuen Diener mit Kanonenſchüſſen von ihrer Pflicht zurückgetrieben hat, ſinnt er nunmehr darauf, mit den Waffen in der Hand den gordiſchen Knoten zu zerſchneiden und die Mächte Europa's, welche die Verſuchung vielleicht angewandelt haben möchte, ein Ungeheuer, wie der Uſurpator des portugieſiſchen Thrones, in ihrer Mitte aufzunehmen, in die Wahl zu verſetzen: entweder einem Hochverrath an der Legitimität das gehörige und ſtrenge Urtheil zu ſprechen, oder gegen die letztere ſelbſt, zum Schutze eines Verbrechers, die Waffen zu ergreifen, welche nur der Vertheidigung des Rechtes und der Ordnung, der Throne und ihrer Beſitzer durch feierliche Ausſprüche, Verträge und Congreſſe, ſeit 1814 geweiht worden ſind. Die nächſte Zukunft wird belehren, ob ein uſurpirter Thron revolutionäre Grundſätze heiligen mag, welche in ihrer Richtung von unten auf ſo feierlich verdammt und welchem von der älteſten europäiſchen Macht zarte

Familienverhältniſſe zum Opfer gebracht worden ſind. Die Völker erwarten zu wiſſen, was ſie ferner noch von Verträgen und Eiden, und von Regierungen und Verfaſſungen zu glauben haben, wenn Thaten dieſer Art ungeſtörten Fortganges ſich erfreuen.

Dritte Abtheilung.

Statiſtik von Braſilien
und
allgemeine Betrachtungen über daſſelbe.

Staatsgrundmacht.

I. Das Land *).

Mit Recht hat man dieſes ungeheure Land, welches an Gebietsumfang nur Rußland weicht, ein Paradies genannt. Die Natur — wie wir bereits gezeigt, begünſtigt es auf ſolche Weiſe, daß der Fleiß des Menſchen und eine kluge Verwaltung zu ungewöhnlicher Blüthe es dereinſt erheben mögen.

Hinſichtlich ſeiner geographiſchen Lage erſtreckt Braſilien durch einige 40 Breitengrade

*) Wir ſind in dieſer Abtheilung hauptſächlich Lips und von Weech gefolgt, welche beide an Sicherheit der Angaben und Klarheit der Darſtellung wohl alle Vorgänger erſetzen. Die Anordnung iſt nach dem bekannten, von Haſſel am lichtvollſten durchgeführten Syſtem der ſtatiſtiſchen Behandlung jedes einzelnen Landes nach den allgemeinen Grundſätzen.

ſich hin, nämlich vom 3° n. B. oder der Nähe des Erd=Aequators, bis zum 35° ſ. B.; und eben ſo vom 17—53° weſtlicher Länge. Seine Gränzen ſind: im Oſten der Ozean; im Süden die argentiniſche Republik und Paraguay; im Weſten Bolivia und Peru; im Norden Columbia. Seine Größe beträgt 140,625 geographiſche Q. Meilen, ſeitdem die Banda Oriental von ihm wiederum getrennt worden.

Die phyſiſche Beſchaffenheit und zwar zuerſt ſeine Oberfläche betreffend, ſo beſteht das Land aus hohen, niedern und ebenen Gegenden. Die meiſten Ebenen ſind in der Provinz Rio=Janeiro. Von den großen Bergketten, deren mehrere 4—5000 Fuß über die Meeresfläche ſich erheben, iſt ſchon in der allgemeinen Einleitung zu dieſem Werkchen die Rede geweſen.

Der Boden iſt reich, tief und mit vielen Urwäldern, Schlingpflanzen, Sümpfen und Faulwaſſern bedeckt und angefüllt. Der vielen Ströme und Flüſſe, welche zum Theil den großen Gebirgen im Innern, zum Theil auf den Cordilleras ihren Urſprung nehmen, und unermeßliche Flußthäler bildend, durch Braſilien ſich weiter ergießen, beſonders aber des Amazonenfluſſes, des Rio=Grande, (Para) des Francesco, des Paraguay, Parana, des Uraguay, des Maranhao, Oyapoc, Rio=Tiete, u. ſ. w.; eben ſo der ungeheuern und romantiſchen Waſſerfälle erwähnten wir ebenfalls ſchon früher. Eigentliche Landſeen findet man wenige.

Im Ganzen genommen, iſt das Klima ſehr heiß, doch mildert ſich die Glut durch die vielen Gebirgſtröme und durch die Nähe des Meers.

Die Hauptſtadt Rio = Janeiro ſelbſt hat nicht die geſundeſte Lage und die Hitze wirkt hier nicht ſelten ſehr nachtheilig ein. Auf dem Lande iſt dies weniger der Fall. In den übrigen Theilen der Provinz, welche größtentheils gebirgig ſind, iſt die Luft rein und die Hitze, wenn man allmählig an dieſelbe gewöhnt iſt, erträglich. Auf den höher liegenden Gegenden iſt das Clima mild und zur ſogenannten Winterzeit die Kälte ſehr empfindlich; das Thermometer drohet zuweilen unter den Gefrierpunkt zu fallen, ein Ereigniß, welches die dort wohnenden Pflanzer um ihr Zuckerrohr und ihre Kaffeebäume bringen würde. Die Temperatur der Luft iſt in dieſen nur wenige Stunden von der Hauptſtadt entfernten Gebirgsgegenden ſo ſehr verſchieden, daß Gewächſe, die in der Nähe derſelben in ihrer Vollendung prangen, dort nur verkrüppelt fortkommen, während manche andere Früchte, welche der Landmann daſelbſt mit Erfolg ziehet, in der Ebene der Hauptſtadt durchaus nicht gedeihen. Beſonders empfindlich iſt aber der Wechſel der Temperatur nach plötzlich eintretendem Regenwetter und die Feuchtigkeit der Luft ſo groß, daß man ſich nicht genug vor ihrer nachtheiligen Einwirkung auf die Geſundheit zu ſchützen vermag. Die Witterung iſt natürlich auch in Braſilien nicht in einem Jahre, wie im andern; manches zeichnet ſich durch außerordentliche Hitze und anhaltende Trockenheit, manches durch ungewöhnlich vielen Regen aus. Auf den Höhen im Innern und in den weſtlichen und ſüdlichen Gegenden kann man das Clima nicht beſſer ſich wünſchen. Viele der Krank=

heiten Oſt= und Weſtindiens ſind in Braſilien ganz unbekannt.

An Naturreichthum übertrifft es alle übrigen Länder. Die Mineralien= und Metallſchätze, beſonders aber Edelſteine und Gold, finden ſich in Menge vor, wie ſchon früher oben geſagt worden iſt. Gleichwohl haben ſie bis dahin das Land ſelbſt um noch nicht viel reicher gemacht und über dem Luxus iſt noch immer die vorzüglichſte Gold= und Diamanten=grube, der Ackerbau, ſehr vernachläſſigt. Die meiſten Metalle und Hauptmetalle, mit Ausnahme des Silbers, finden ſich im Ueberfluß vor. Eiſen, Zinn, Blei, Queckſilber, Schwefel, Alaun u. ſ. w., werden von den indolenten Einwohnern kaum beachtet.

Noch unermeßlicher iſt der Pflanzenreichthum; an Mannichfaltigkeit, als an Ueppigkeit, übertrifft Braſilien alle übrigen Länder. „Es zeigt, da es weder die drückende und anhaltende Hitze der Tropenländer, noch die ſtarrende Kälte Europa's kennt, die Pflanzenwelt in ihrer höchſten Vegetation. Die niedern Gegenden, wo die Hitze groß iſt, bringen alle Süd= Tropen= und Colonialprodukte Weſtindiens, ſo wie die Gewächſe Oſtindiens und China's hervor (und darunter viele andern Ländern ganz unbekannte und neue Früchte) als: Orangen, Pomeranzen, Grenadillen, Ananas, Guavas, Cocos, Jambos, Jambutikaba, Mango, Yams, Mandikoa, Piſang, Trauben, Pfirſiche ꝛc. ꝛc., ferner: Caffee, Zucker, Cacao, Baumwolle, Taback, Reis in größter Menge.“ — Thee hat man bereits ebenfalls und zwar nicht erfolglos, anzubauen begonnen. Welche koſtbare

Materialien der Färberei, der Küche und der Pharmazie an Farbhölzern, Indigo, Safran, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Vanille, Roncou, Ingwer, China, Saſſaparille, Saſſafras, und Gummi; an Harzen, Oelen, Balſamen und aromatiſchen Kräutern, Braſilien liefert, braucht kaum erwähnt zu werden.

„In den höhern, nördlichen Gegenden auf den mehrere tauſend Fuß hohen, mit Urwäldern bedeckten Gebirgen finden ſich die edelſten Holzgattungen und darunter Bäume von ſolchem Umfang und von ſolcher Rieſenhöhe, daß ſie noch von der erſten Schöpfung herzuſtammen ſcheinen, alſo das herrlichſte Schiffsbauholz. Manche, in majeſtätiſcher Pracht thronend, zeigen mit Blumen bedeckte Kronen, durch welche ſich Lianen und andere Schlinggewächſe winden; andere, mit ewigem Grün bedeckt, bilden maleriſche Gruppen, die von rauſchenden Bächen oder den ſpielenden Fluthen der See umgeben, dem entzückten Auge die reizendſten Landſchaften darſtellen und vom Geſang tauſender im bunteſten Farbenſchmuck prangender Vögel belebt ſind. Die reichſte Einbildungskraft und die lebendigſte, vollkommenſte Menſchenſprache iſt unfähig die Fülle des Reichthums und die Schönheit dieſer Natur auch nur entfernt anzudeuten *).“

Auch alle europäiſche Früchte: Mais, Getraide, Hanf, Steckrüben, Kartoffeln u. ſ. w., finden in großer Zahl ſich vor.

Das **Thierreich** zeichnet beſonders durch die großen Wallfiſche (von denen ein äußerſt ge-

*) Lips. S. 434.

winnvoller Thranhandel die Einwohner beſchäftigt), durch Schildkröten, Affen und Vögel aller Arten, und zu Lande durch unzählbare Heerden von Rindvieh, Pferden und Schaafen ſich aus. Großes Ungemach bringen die Schwärme von Inſekten jeder Art; große Gefahr die vielen giftigen Schlangen (vor allen die Boa), Krokodille, Alligatoren, die Löwen, Tiger u. ſ. w. Dieſelbe Natur, welche den Menſchen dieſes Landes in manchen Dingen es ſo unendlich leicht gemacht hat, ſucht durch den immerwährenden Kampf, welchen er mit den Thieren der Wildniß führen muß, ihre verſchwenderiſche Großmuth mit der Mühſal erzeugenden Kargheit, die ſie andern Erdgebornen beweiſt, in's Gleichgewicht zu bringen. Nach Berichten des neueſten Reiſebeſchreibers jedoch, ſind die Braſilier bereits ſelbſt dieſer Schreckniſſe der Natur ſchon alſo gewöhnt, daß ſie, ſtets zu Abwendung der Gefahr gerüſtet, ſelten ein Unglück bedroht, und Menſchen, von Beſtien zerriſſen, zu den ungewöhnlichen Fällen gehören *).

II. Bewohner.

a) Urſprung, Sprache, Sitten und Charakter.

Ungefähr ein Sechstheil der gegenwärtigen Bevölkerung beſteht aus gebornen Portugieſen; die übrigen aus Farbigen, Negern, Indianern 2c. Die Neger bilden bei weitem die Mehrzahl. Noch wird der Handel mit Negerſklaven ſehr ſtark getrieben, obgleich er nach dem Jahre 1830, in Folge

*) Weech u. a. W.

des mit England geſchloſſenen Vertrags, rechtlich aufhören ſoll; ob dies faktiſch der Fall ſeyn wird? — iſt eine andere Frage. Dieſer Skandal der europäiſchen Menſchheit, dieſer Hochverrath an den edelſten Gefühlen, dieſe fortgeſetzte Empörung gegen die erſten Grundſätze des Chriſtenthums finden noch Vertheidiger genug, nicht nur allein unter Cabinetsmännern und Fabrikariſtokraten, wie das jetzige England ſie beſitzt, nicht nur unter franzöſiſchen Kaufleuten, welche zu Marſeille, Havre de Grace und Toulon ihren Handel mit ſchwarzen und weißen Menſchen (bald im Intereſſe der Congregation, bald in dem des Sultans und des Paſcha von Aegypten, bald in dem der Pflanzer vom Senegal und auf Portorico) treiben; ſondern ſelbſt unter aufgeklärten und fühlenden Männern hört man noch ſeltſame Theorien genug. Die gewöhnlichen Gründe, mit denen man die verſpottete Philanthropie zu bekämpfen ſucht, laſſen ſich beſonders auf zwei bringen: auf die Schlechtigkeit, Verworfenheit und Civiliſationsunfähigkeit der ſchwarzen Raçe, und ſodann auf die Nothwendigkeit ihres fernern Gebrauches (als Sklaven) für den Anbau des Landes. Der erſte Einwurf iſt durch den Anblick des Negerſtaates Hayti glänzend widerlegt. Welcher Europäer, der zwiſchen dem Zuſtand dieſer Inſel und demjenigen des portugieſiſchen Reiches, zwiſchen Boyer und Dom Miguel, unbefangen entſcheiden will, erröthet nicht in ſich ſelbſt über den ſchreienden Kontraſt? Der Menſch bedarf nur der Freiheit und in dieſer einer ſanften Leitung und ſorgfältigen Pflege, und er wird zu

jedem Guten erſtarken. Wenn die Neger ſchlecht und verworfen ſind, ſo ſind ſie es gerade durch den Sklavendruck und die planmäßige Erniedrigung von Seiten, der Europäer geworden, und es läßt ſich daſſelbe von ihnen, wie von der Mehrzahl der Neugriechen ſagen, bei denen man Urſache und Wirkung ebenfalls unter einander gemengt hat, bloß um irgend eine humaniſtiſche Regung gleich im Beginne auch moraliſch zu ertödten, nachdem man die um ihr Heiligſtes kämpfende Bevölkerung bereits phyſiſch unter das Mordmeſſer ihrer Tyrannen geliefert hatte. Wenn man behaupten will, die Neger, nach ihrer Freilaſſung, würden Müßigänger und gefährliche Menſchen, — ſo enthält dies eine bittere Satyre auf die Staatsgeſellſchaft ſelbſt, welche weder moraliſche, noch ökonomiſche Mittel genug in ihrer Mitte findet, um ihr blutiges, endlich eingeſehenes Unrecht an einem ihrer, zu gleicher Beſtimmung, wie ſie, gebornen Mitgliede, durch Beſchäftigung, Kultur und Ernährung, wieder gut zu machen. Erklärt man nun aber gar: die Neger würden ſehr gut (wenn auch nicht ſtets aus Menſchlichkeit, doch aus Politik) behandelt und ſie fühlten ſich, bei ihrer Freigebung, ſogar unglücklich, — ſo bedarf es kaum der Bemerkung, daß gerade eine der fluchwürdigſten Folgen der Sklaverei und Knechtſchaft die Ertödtung alles Selbſtgefühls und des Bewußtſeyns einer höhern Beſtimmung ſey. Der Menſch, welcher, nachdem man ihn lange wie ein Laſtvieh behandelt, und bloß der von ihm gehofften Dienſte wegen, kärglich genährt hat, plötzlich, ohne Anleitung und Hülfe, in die Wüſte ſich geſtoßen ſieht, wird freilich lieber nach dem

Bedränger, welcher früher ſein Jammerbrot gewöhnlich ihm reichte, als nach einer Freiheit — ſich ſehnen, die dem Hungertode ihn preisgiebt. Der Umſtand, daß die Neger den indolenten, trägen nnd üppigen Pflanzern von Braſilien zum Anbau des Landes nothwendig ſind, kann ihr angebornes, durch die Natur, durch das Chriſtenthum und durch Verträge geheiligtes Recht nicht entkräften; der Nutzen, welcher einem Zehntheil der menſchlichen Geſellſchaft aus einem moraliſchen und bürgerlichen Morde erwächſt, gebiert dieſem noch lange nicht die Befugniß, den übrigen Theil als Werkzeug und Mittel für ſich zu gebrauchen. Die Vertheidigung des Sklavenhandels und der Sklaverei der Neger alſo iſt in jeder Beziehung unmenſchlich, unchriſtlich, barbariſch, anti-europäiſch.

Die Lebensweiſe der freien Braſilier — um von dieſer Abſchweifung im Intereſſe der Humanität, zu unſerm Gegenſtande zurückzukehren — iſt, bei dem großen Reichthum der Natur, üppig und faul, bis zur Virtuoſität. Der Pöbel welcher ſo zu ſagen umſonſt und ohne eigene Handanlegung, lebt, gleicht hierin ſehr den neapolitaniſchen Lazzaronis. Aber auch ein großer Theil des vornehmen Pöbels ſteht hierin dem gemeinen in Nichts nach. Der Roſenkranz, die Sklavengeißlung und die Sieſta gehören zu den Hauptanſtrengungen der Einwohner. Das Leben in den Städten iſt ſehr koſtſpielig. Der Charakter des Volkes, von Natur nicht bösartig, wo Handelsvortheil und Religionsfanatismus nicht dazwiſchen kommen; man rühmt die Friedſamkeit der Bra-

ſilianer, welche freilich auch die Folge ihres Widerwillens gegen jede Kraftanſtrengung ſeyn kann und nicht immer als ein Compliment zu betrachten iſt; ihre Gaſtfreundlichkeit muß man billig ebenfalls preiſen, doch gehören zur Bekanntſchaft mit vornehmen Häuſern vielfache Empfehlungen. Allmählig erwacht doch in dem beſſern Theile immer mehr eine Ahnung der Cultur und eine Sehnſucht nach geiſtiger Vervollkommnung. Die Reiſen vieler Jünglinge und ihre Studien in Europa, zumal in Frankreich, beurkunden dieſen Fortſchritt.

b) Bevölkerungszahl.

Die Angaben lauten hinſichtlich derſelben ſehr verſchieden. „Im Jahre 1817 ſoll ſie auf 3,617,000 Seelen ſich belaufen haben; jetzt mag durch die ſtarken Einwanderungen ſolche wohl auf 4 Millionen angewachſen ſeyn. (Nach neuern Angaben wie z. B. Balbi's und Rödings: 4,900,000 Einwohner, ja nach Schäfer, (dem Falſchwerber) ſogar 5½ Millionen und ſelbſt nach Freyreiß 7—8 Millionen, darunter 1½ Million Weiße). Man hat über dieſe Bevölkerung folgende Tabelle hinſichtlich ihrer Beſtandtheile:

843,000 — 900,000	Weiße (nach Andern 1½ Millionen).
1,728,000—1,900,000	Negerſklaven,
159,500 — 160,000	freie Schwarze,
426,000 — 500,000	Mulatten,
200,000 — 500,000	Melis (Mulattenſklaven),
250,000 — 450,000,	nach Andern 1 Mill. Indianer oder farbige Landeseinwohner.
3,606,500—4,112,000	Einwohner.

Der Krieg mit Buenos-Ayres hat ſehr nachtheilig auf die Bevölkerung eingewirkt. Das Verhältniß der männlichen zur weiblichen iſt 1 zu 10.

Hauptwohnorte.

1) Rio-Janeiro, Hauptſtadt des Reiches und Reſidenz des Kaiſers, welcher gewöhnlich in dem, eine Meile weit entfernten St. Chriſtovao ſich aufhält; Sitz eines Biſchofs und des Nationalcongreſſes, mit 150,000 bis 200,000 Einwohnern, worunter die Mehrzahl Farbige und Neger, ungefähr 40,000 Portugieſen und Eingeborne, einige 1000 Indianer und Zigeuner ſich befinden. Die Stadt liegt in einer der ſchönſten Gegenden der Welt*). Rio-Janeiro beſitzt einen der trefflichſten Seehäfen und iſt der Mittelpunkt des braſiliſchen Handels. Hauptſächlich eingeführt werden: Negerſklaven, Weizen, Mehl und europäiſche Waaren; ausgeführt: Zucker, Baumwolle, Taback der beſten Qualität, endlich Häute.

Die Stadt beſitzt verſchiedene gelehrte Anſtalten, die wir im Verlauf der Geſchichte bereits bezeichnet, und zum Theil noch Denkmale der Regierung des Königs Joào, zum weit größern Theil aber der Perſönlichkeit des jetzigen Kaiſers und des Miniſters Linhares ſind. Ueberdies findet man auch Kunſtanſtalten, Manufakturen, Waſſerleitungen, Kirchen, Klöſter und Kapellen, ſomit auch der Feier- und Müßigangstage, zählte

*) Vgl. die Beſchreibungen von Spix und Martius, vom Prinzen M. v. Neuwied und von Weech.

in früherer Zeit die Stadt mehr als jetzt. Die gottloſe Revolution hat auch darin außerordentlich geſchadet und den frommen Eifer wenigſtens in etwas erkältet, ſo viel des alten Moraſtes auch noch da liegt. Das martialiſche und das commerzielle Prinzip verdrängt wenigſtens nach und nach das pfäffiſch-mönchiſche.

Pernambuco (das alte Olinda), Hauptſtadt der Provinz gleichen Namens, Sitz des Gouverneurs derſelben und eines Biſchofs, am Fluſſe Capiirlee und am Meere gelegen, mit ungefähr 60,000 Einwohnern, mit einem ſtark beſuchten Hafen, jedoch ſchlechter und unſicherer Rhede. Die Einfuhr beſteht in europäiſchen Induſtriewaaren, Mehl und Getraide; die Ausfuhr in Baumwolle von ausgezeichneter Eigenſchaft, eben ſo in Farb- und Braſilienholz. Man rühmt die zu Pernambuco verfertigten Degenklingen.

Bahia (St. Salvador), die alte Hauptſtadt des Landes, an der berühmten Allerheiligen-Bucht, mit einem vorzüglichen Hafen und 120,000 Einwohnern; Sitz eines Gouvernements, eines Erzbiſchofs und einer Univerſität, mit einer Unzahl Kirchen und Klöſter, aber auch mit mehrern guten Schulen, Fabriken und Handelsanſtalten. Lebhaft iſt der Verkehr mit Europa, beſonders in Zucker, welcher (wiewohl nicht von der beſten Qualität) in den zahlreichen Siedereien bereitet wird. Andere wichtige Ausfuhrartikel ſind: Baumwolle, wiewohl der Handel damit nicht ſo glänzend als zu Pernambuc iſt; ferner Caffee, der dem zu Rio-Janeiro nachſteht; Taback, in Blättern, Rollen und Cigarren. Die engliſchen Waaren werden am meiſten geſucht.

Porto-Allegro, Rio-Grande da Sul, Santos u. ſ. w.; kleine und ſchlechte Häfen am ſüdlichen Theile des Landes, ohne beſondere Handelsbedeutſamkeit.

San Paulo, wichtige Fabrikſtadt mit ungefähr 45,000 Einwohnern.

Villa-Rica (Mariana), Hauptſtadt von Minas Geraes, Hauptniederlage der Bergſchätze.

Para (Belem), Stadt von ungefähr 28,213 Einwohner. Der Hafen Puerto Sagrado, zwiſchen Rio-Janeiro und Bahia, mit 5000 Einwohnern.

Sergipe del Rey mit 36,000 Einwohnern.

c) Nationalreichthum.

Ueber die Art des Bergbau's in früherer Zeit iſt ſchon in der Geſchichte von Braſilien mehrmals geredet worden. Der Staat hat, ſowohl wegen der Trägheit und Unkenntniß des Volkes, als wegen mangelhafter Maßregeln von oben, aus den Minen diejenigen Vortheile nicht gezogen, welche der Natur der Sache nach ſich erwarten ließen. In neueſten Zeiten haben eigene Geſellſchaften, meiſt aus Europäern (Engländern und Franzoſen zumal) den wichtigen Bau der Bergwerke mit äußerſt lohnendem Erfolge ganz anders eingerichtet. Minas Geraes, Matto Groſſo und Goyaz bilden die ſogenannten Bergwerks-Gouvernements. „Man baut indeß in der Regel nur auf Gold und Edelſteine; die übrigen Metalle und Halbmetalle, als Zinn, Blei, Eiſen, Schwefel, Queckſilber, Salpeter ꝛc. benutzt man entweder noch gar nicht oder ſehr nachläſſig. Ganze

Gebirge beſtehen aus Eiſen und doch führt man ſchwediſches Eiſen ein."

Noch immer befindet ſich der Ackerbau äußerſt verwahrloſt. Kaum ein 75tel des geſammten Staatsgebietes iſt hiezu beurbart. Die allzugroße Fruchtbarkeit des Bodens und der Gebrauch der Sklaven tragen nicht wenig zu dem ſchwachen Aufkommen der Landwirthſchaft hier bei. Erſt ſeit einiger Zeit hat nach Landeserzeugniſſen größere Nachfrage ſich gezeigt und der Eifer der Landwirthe etwas zugenommen. Zucker, Taback, Caffee, Indigo und Baumwolle, Minas- und Rio-Grandekäſe ſind die Hauptgegenſtände. Der Theebau hat ſo eben erſt begonnen, und zwar nicht ganz mit günſtigen Auſpizien; doch dürften die Hinderniſſe, welche der Naturaliſirung dieſes wichtigen Artikels ſich entgegen ſtellen, mehr in der Unbehülflichkeit der erſten Unternehmer, als in der Sache ſelbſt und in dem Clima zu ſuchen ſeyn. Auf noch niedrigerer Stufe als der Ackerbau und die Landwirthſchaft, ſteht die Induſtrie. Die meiſten Landleute müſſen ſelbſt ihre Erfindungskraft üben und die nöthigſten Werkzeuge zu den verſchiedenen Gewerben ſich bereiten. Unter den Eingewanderten aus Europa werden daher geſchickte Profeſſioniſten ſtets eine willkommene Erſcheinung ſeyn und ihre Rechnung finden, die den größten Theil ſonſt nicht ſelten täuſchet.

In den Städten ſind ſchon größere Fortſchritte gemacht worden. Eine Menge Fabriken, von der Regierung auf jede Weiſe begünſtigt, blühen nach und nach empor. Bereits ſpielen auch die Dampfmaſchinen jene große Rolle, zu der man ſie in Europa allenthalben verwendet. Im Widerſpruch

mit Herrn von Weech, welcher die Sklaven für höchſt unentbehrlich erachtet, ſchreibt Lips dem Gebrauche der Sklaven die Hauptſchuld der bisherigen geringen Induſtrie zu.

Der Handel hat durch Braſiliens politiſche Selbſtſtändigkeit neuen Schwung erhalten und zwar, wie er ihn während der ganzen Dauer portugieſiſcher Herrſchaft niemals gehabt hat. Bereits wetteifern Rio-Janeiro mit mehrern Haupthandelsſtädten und die größern Hafen- und Handelsplätze in den Provinzen mit den beſſern zweiten Ranges. Die verkehrte Politik ſo mancher europäiſchen Regierung, welche augenblicklichem und partiellem Intereſſe die bewährteſten und unumſtößlichſten Grundſätze opfert, wird den Handel der neuen Welt, auf Unkoſten der alten, mit jedem Jahre immer mehr und mehr heben, und mit den letzten Thalern werden auch zuletzt die wenigen bisher noch geretteten Vorzüge unſerer Bildung verſchwinden.

Die Ausfuhr ſchlägt man in Braſilien ungefähr auf 2,278,000 Pfund Sterling, die Einfuhr auf beinahe 2,230,000 Pfund Sterling nunmehr an.

Die Hauptausfuhrartikel ſind: Zucker, Caffee, Taback, Baumwolle, Braſilien, Ochſenhäute, braune Ochſenhörner, Talg, Gold, Edelſteine, Perlen, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Ingwer, Vanille, Cochenille, Balſam, Gummi, Riccinusöl ꝛc. Die Haupteinfuhrgegenſtände: nordamerikaniſches Mehl und Weizen, Cacao, europäiſche Manufakturwaaren, afrikaniſche Negerſklaven und die Schriften der apoſtoliſchen Congregation. Ueber die Art und Weiſe die Negerſklaven

zu behandeln, zu conſerviren und zu ihrer erhabenen Beſtimmung zu erziehn, vergleiche Weechs Schrift. Vielleicht könnte man hier auch der Einfuhr von deutſchen und ſchweizeriſchen weißen Sklaven als am ſchicklichſten Orte erwähnen, welche durch den Hamburg'ſchen Major von Schäfer und den Freiburger Patrizier Gatſchet und Conſorten aus Freiburg im Uechtland (womit man das ehrliche, klare, hellgeſinnte, freimüthige und jeſuitenfeindliche Freiburg im Breisgau ja nicht mehr verwechſeln möge) unter allen erdenklichen Verſprechungen aus ihrem Vaterlande herausgelockt und zu Heloten braſiliſch-engliſcher Pflanzer und zu Kriegsknechten unter dem unbarmherzigen Prügel tyranniſcher Hauptleute, allem Völker- und Menſchenrecht und allen Verträgen und Abreden zum Hohne, abgerichtet worden ſind. Gottes Fluch und die Rache der Nation auf ſolche Böſewichter und Seelenmäkler!!! —

Außer den noch äußerſt mangelhaften Straßen, erſchweren das beſtehende Douanenſyſtem und die willkürliche Schätzung der fremden Waaren den Handel in mancher Rückſicht. Die Engländer bezahlen 16 Proc. Eingangszoll, die andern Nationen 24 Proc. vom Werth ihrer Waaren. Die deutſchen und nordiſchen Waaren, auf hanſeatiſchen Schiffen eingeführt, zahlen 9 Procent weniger, als die engliſchen. Ueberhaupt iſt dem allſeits unterdrückten und zugerammelten deutſchen Handel dieſe Oeffnung nach Braſilien und Mejico ſehr wohlthätig und kann, von beſonnenen Regierungen kräftig unterſtützt, der armen Nation einigen Erſatz für ſo manche ungeheure Verluſte gewähren, welche kleingeiſtige Politik und die ſchwerdrückende,

allen Handelsvereinen aus diplomatiſchen Gründen feindſelige Uebermacht einiger Größern ihr zugefügt haben.

B. Staatswirkſamkeit.

I. Verfaſſung.

Hierüber vergleiche zum Theil was ſchon in der Geſchichte des Landes, bei Anlaß der braſiliſchen Revolution geſagt worden iſt.

1) Von der geſetzgebenden Gewalt.

a) Die Generalverſammlung überhaupt.

Sie übt die geſetzgebende Gewalt, mit Vorbehalt der Genehmigung des Kaiſers. Sie beſteht aus den zwei Kammern der Deputirten und der Senatoren.

Die Generalverſammlung nimmt den Eid des Kaiſers oder der Regentſchaft ab; ernennt die letztere und den Vormund des minderjährigen Thronfolgers und giebt die gehörigen Vollmachten. Sie entſcheidet in zweifelhaften Fällen bei Anlaß der Thronfolge. Ihr ſteht, nach des Kaiſers Hinſcheiden und bei erledigtem Throne eine Unterſuchung des Zuſtandes der Nation und eine Verbeſſerung der Mißbräuche in der Adminiſtration zu. An ihr iſt es, auf den Fall des völligen Ausſterbens der rechtmäßigen Dynaſtie, eine neue auf den Thron zu ſetzen. Sie giebt Geſetze, erklärt, ſuspendirt und widerruft ſie; wacht über deren Vollzug; regelt die Staatsausgaben und deren Vertheilung und beſtimmt die direkten Steuern. Sie ſetzt, auf Bericht der Regierung von den in=

und ausländiſchen Verhältniſſen, die Stärke der See- und Landmacht feſt; bewilligt oder verweigert die Aufnahme fremder Land- und Seetruppen. Sie ermächtigt die Regierung zum Abſchluß von Anleihen, mittelt die Art und Weiſe der Abtragung der Staatsſchuld aus; beſchließt die Verwaltung und Veräußerung der Nationalgüter; beſtimmt die Einrichtung und Abſchaffung öffentlicher Aemter und Schrot und Korn der Münze.

Jede Legislatur dauert vier Jahre, nach deren Ablauf die Wahlen, die Generalverſammlung neu gewählt wird. Die Sitzungen beider Kammern, der Senatoren und der Abgeordneten, welche öffentlich gehalten werden, dauern in der Regel vier Monate. Abſolute Stimmenmehrheit entſcheidet.

b. Die Deputirtenkammer insbeſondere.

Die Kammer der Deputirten beſteht aus Mitgliedern, welche bloß für eine beſtimmte Zeit gewählt ſind. Sie beſitzt die Initiative aller Geſetze und Verordnungen ausſchließlich bei Auflagen und Rekrutirungen, und bei der Wahl einer neuen Dynaſtie. Ihr ſteht ferner zu, auf Verbeſſerungen in der vorigen Adminiſtration und auf die Abſchaffung aller von derſelben begangenen Mißbräuche zu dringen, die von der vollziehenden Gewalt gemachten Anträge zu erörtern, und Miniſter und Staatsräthe in Anklageſtand zu verſetzen. Alle vier Jahre werden die Mitglieder neu gewählt.

c. Der Senat insbeſondere.

Die Mitglieder des Senats ſind von den Provinzen auf Lebenslang gewählt. Jede Pro-

vinz ernennt halb ſo viel Senatoren als Deputirte. Der Kaiſer wählt die Senatoren ſodann aus dem dritten Theile der ihm übergebenen Candidatenliſte. Dieſe Würde iſt an den Beſitz eines Einkommens von wenigſtens 800,000 Reis (300 Piaſter) geknüpft. Die Prinzen von Geburt ſind geborne Senatoren, treten aber erſt nach Zurücklegung des 25. Jahres, mit Sitz und Stimme ein.

Der Senat entſcheidet über die beſondern Vergehen der Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes, der Staatsminiſter, Staatsräthe, Senatoren und Deputirten während der Dauer der Generalverſammlung und über die Verantwortlichkeit der Staatsſecretaire und Staatsräthe.

Er beruft von ſich ſelbſt aus der Nationalverſammlung ein, zwei Monate nach der geſetzlichen, vom Kaiſer verſäumten, Friſt.

d. Gemeinſchaftliche Rechte beider Kammern.

Der Antrag, die Oppoſition, die Billigung der Geſetzesvorſchläge ſteht beiden Kammern zu.

e. Verfahren bei der Geſetzgebung.

Alle Geſetzentwürfe der Regierung werden in einem Ausſchuß der zweiten Kammer geprüft und dieſer zur Erörterung und Entſcheidung übergeben. Hat die Kammer einen derſelben angenommen, ſo geht er weiter an den Senat. Im Falle der Verwerfung aber zeigt man das Ergebniß der Erörterung durch eine eigens abgeſendete Bothſchaft dem Kaiſer an. Ein von der erſten Kammer verworfener oder ermäßigter Geſetzvorſchlag kommt

ſtets wieder an die zweite Kammer zurück. Daſſelbe tritt gegenſeitig auch dann ein, wenn ein von dem Senate ausgegangener Geſetzesentwurf in der Deputirtenkammer verworfen worden iſt.

Der Kaiſer beſitzt demnach nur ein beſchränktes Veto (man weiß, daß er längere Zeit ein abſolutes begehrte); d. h. wenn derſelbe zweimal einem von der Generalverſammlung angenommenen Geſetze die Genehmigung verweigert, ſo wird dieſelbe das drittemal vorausgeſetzt.

2) Die vermittelnde Gewalt, der Kaiſer und deſſen Vorrechte.

Dieſe Neuerung im conſtitutionellen Staatsſyſtem, welche von Seite der Royaliſten, wie der Liberalen, die mannichfachſten Urtheile erfahren hat*), zeugt von eben ſo viel Frei= als Scharfſinn des braſiliſchen Kaiſers. Sie iſt ſein eigentliches Werk und ging auch in die, den Portugieſen gegebene, Carta de Lei, über. Sie ſoll, nach den hierüber aufgeſtellten Grundſätzen den Schlußſtein im Organismus des Staates bilden. Träger derſelben iſt das Oberhaupt und der erſte Repräſentant der Nation, der Kaiſer, deſſen Perſon heilig, unverletzlich und unverantwortlich. Kraft dieſer Gewalt übt er das Recht der Begnadigung aus, ernennt die Senatoren, ruft die Generalverſammlung in außerordentlichen Fällen

*) Die Gazette de França und der Staatsmann (beſonders aber der keuſche und ritterliche Verfechter des Abſolutismus, Hr. W. v. Schütz, Ueberſetzer und Verbreiter des beliebten Volksbuches „Caſanova", haben beſonders bitter über dieſe Dinge ſich ausgelaſſen.

ein, ſanktionirt die Beſchlüſſe der beiden Kammern und erhebt ſie zu Geſetzen.

Er ſteht an der Spitze der vollziehenden Gewalt. Ihm gebührt die Anſtellung und Entlaſſung der Miniſter.

3) Die vollziehende Gewalt.

Auch dieſe iſt bei dem Kaiſer, der durch die Staatsminiſter ſie ausübt. Aus ihr fließt für ihn die Befugniß: die ordentlichen Generalverſammlungen einzuberufen; ſämmtliche Staats- und Kirchenämter, Kriegs- und Seebefehlshaberſtellen, Geſandten- und übrige diplomatiſche Poſten zu vergeben; Schutz- und Trutzbündniſſe, Hülfs- und Handelsverträge mit fremden Mächten, wie auch Kriegserklärungen und Friedenstraktate mit fremden Mächten abzuſchließen, jedoch dieſe letztern Punkte nicht ohne die Generalverſammlung davon in Kenntniß geſetzt zu haben. Auch prieſterliche Verſammlungen, Synoden, Dekrete, Bullen und Breven erhalten nur durch ſeine Genehmigung, für Braſilien Kraft. Der vollziehenden Macht kommt es ferner zu in den Kammern Geſetzesvorſchläge zu machen; bei Erörterung derſelben aber müſſen die Miniſter ſich aus dem Saale entfernen.

Wie in den ſpaniſchen und portugieſiſchen Conſtitutionen der Cortes, alſo iſt auch durch die braſiliſche verfügt, daß der Monarch, ohne Einwilligung der Generalverſammlung, das Reich nicht verlaſſen darf; geſchieht ein ſolcher Schritt dennoch, ſo wird er als freiwillige Entſagung auf den Thron angeſehen.

Was die Thronfolge ſelbſt betrifft, ſo geht das männliche Geſchlecht dem weiblichen vor, aber

letzteres iſt, in Ermanglung des erſtern, deshalb nicht ausgeſchloſſen. Alle Fremden jedoch ſind von dem Anrecht auf den Thron des Kaiſerreiches ausgeſchloſſen.

4) Die richterliche Gewalt.

Der Verfaſſung gemäß iſt dieſelbe frei und unabhängig vom Kaiſer, wie von den Kammern. Das nützliche Inſtitut der Provinzialſtände iſt wenigſtens theilweiſe, auch hier in's Leben geführt. Jede Provinz ſuchte ihre Rechte durch Aufſichtsjunten, welche theils aus Bezirkskammern, theils aus Generalconſeils beſtehen, zu wahren, deren Mitglieder unmittelbar gewählt werden. Zum Glück für das Land ſind die Mönche von der Theilnahme hieran ausgeſchloſſen.

Allgemeine Beſtimmungen der braſiliſchen Conſtitution.

Alle Bürger ſind vor dem Geſetze gleich. Niemand darf ohne erwieſene Schuld, und auch ſelbſt wenn dies ſtattgefunden, in gewiſſen Fällen nicht verhaftet werden, ſobald er für ſeine Perſon hinlängliche Bürgſchaft leiſtet. Jeder Braſilier darf ſeine Gedanken durch die Preſſe der Oeffentlichkeit übergeben; doch bleibt er für Kränkung individueller Rechte und die Verletzung der öffentlichen Sicherheit verantwortlich.

Jeder Braſilier iſt verhältnißmäßig zu Beſtreitung der Ausgaben des Staates, ſo wie auch zu Vertheidigung deſſelben, verpflichtet. Alle Beamten bleiben für ihre Dienſtverwaltung verantwortlich. — Das Poſtgeheimniß iſt unverletzlich.

II. Verwaltung.

Reichseintheilung

Das Kaiſerreich Braſilien wurde am 30. Auguſt 1823 (ſtatt wie früher in 11 Gouvernements), in 19 Provinzen eingetheilt:

1)	Minas Geraes mit	11,961	Q.	M. u.	928,933	Einw.
2)	St. Paulo	9010	=	=	610,632	—
3)	Pernambuco	1412	=	=	602,205	—
4)	Bahia	2579	=	=	559,650	—
5)	Rio-Janeiro	8900	=	=	589,650	—
6)	Matto Groſſo	20,116	=	=	82,000	—
7)	Gojaz	12,932	=	=	150,000	—
8)	Rio-Grande	1573	=	=	68,736	—
9)	Maranham	3211	=	=	182,986	—
10)	Para	10,523	=	=	143,073	—
11)	Rio-Negro	9600	=	=	48,357	—
12)	Pianhi	2856	=	=	46,296	—
13)	Ceara	3311	=	=	272,712	—
14)	Parahiba	932	=	=	246,232	—
15)	Alayoas	910	=	=	256,956	—
16)	Sergype del Rey	856	=	=	267,528	—
17)	Eſpiritu ſanto	1788	=	=	73,996	—
18)	Cisplatina (Banda Oriental-Montevideo)	10,565	=	=	175,960	—
19)	Inſel Fernando	53	=	=	600	—

113,088 Q. M. und 5,306,497 Einwohner.

Da die Banda-Oriental ſeither wieder abgetrennt worden, ſo ergiebt ſich das gegenwärtige Verhältniß auf 102,523 Q. M. und 5,130,537 Einwohner.

Einzelne Verwaltungszweige.

Da das Reich aus einem Zuſtande tiefer Erniedrigung und völliger Verwahrloſung, durch die

Revolution plötzlich zur Selbſtſtändigkeit und Selbſt-kraft gerufen worden iſt, ſo hat natürlich auch die angeſtrengteſte Sorgfalt einer Reihe von acht Jahren nicht alles erzwingen und auf einen Punkt der Vollkommenheit bringen mögen, welcher einigen Staaten der neuen Welt mehr oder minder bereits zu Theil geworden iſt. Dennoch zeugt die gegenwärtige Lage der Dinge von der zauberiſchen Macht, eines ſein Volk und ſeine Zeit überragenden Genies, welches man an Dom Pedro durchaus nicht verkennen darf. Er iſt dasjenige für Braſilien und wird noch mehr es werden, was Czar Peter einſt den Moskowiten war. Die ſchöpferiſche Thätigkeit dieſes jungen Monarchen, welcher abwechſelnd aus dem unermeßlichen Rüſthauſe der europäiſchen Civiliſation und aus ſeinem eigenen reichen Geiſte und kräftigen Gemüthe die Waffen zu ſiegreicher Bekämpfung aller Hinderniſſe bei ſeinem großen Werke hervorholt, iſt der Bewunderung der Mit- und Nachwelt mehr als würdig. In wenig Jahrzehnden dürfte vielleicht das Land, um deſſentwillen er ſich für immer von Europa losgeſagt und deſſen Unabhängigkeit er mit erkämpft hat, einen Anblick gewähren, welcher beweiſt, wie mächtig der Geiſt über alle Gegenwirkung der Natur, und wie ſiegreich ein entſchiedener Wille über alle hemmenden Verhältniſſe, unter jedem Clima und in jedem Himmelsſtriche, ſich erhebt.

Der gegenwärtige Zuſtand der Dinge in Braſilien enthält alſo mehr noch die Saat und den Embryo einer künftigen reichern Cultur, und kann einzig nach dieſem Maßſtab richtig beurtheilt werden.

Man rühmt die Sorgfalt und Strenge der Juſtiz; den philoſophiſchen Anſtrich in der peinlichen Gerichtspflege, die Verbannung von Erforſchungsmitteln der Wahrheit, von Strafarten und Züchtigungswerkzeugen in dem peinlichen Gerichtsbuche, und glaubt verſchiedenen europäiſchen Ländern, wo die Leuchte der Aufklärung noch nicht in alle Reſſorts der Staatsverwaltung durchgedrungen iſt, Braſilien ſogar als Muſter entgegen halten zu können. Selbſt das herrliche, die Volksentwickelung und die geſetzliche Freiheit ſo ſehr fördernde Inſtitut der Jury fehlt hier nicht.

Die Polizei, in der Richtung genommen, wo ſie nicht als läſtiger Controlleur des friedlichen Bürgers, ſondern als Beſchützerin des Privatlebens, wohlthätig, erleichternd, verſchönernd auftritt, hat in Braſilien noch vieles einzuholen. Der ungeheure Gebietsumfang und der Mangel an Kunſtſtraßen und Brücken, die Unzahl von Sümpfen und Beſtien erſchweren immer noch ſehr den Verkehr. Die Gefahr vor Räubern droht ſeltener, als man glauben ſollte; das eingeborne Geſindel hat zu entſchiedenem Böſen die Kraft nicht; das meiſte Unheil iſt noch immer von den europäiſchen hergekommen.

Für die Verbeſſerung der Staatswirthſchaft hat Dom Pedro nach Kräften Sorge getragen und auf jegliche Mittel die Zunahme der ſo außerordentlich dünnen Bevölkerung zu befördern geſucht. Die Einwanderungen, jedoch nur ſolcher Fremden, welche dem Staate einige Kapitale, oder nützliche Hände, oder erfinderiſchen Kopf

zubringen, werden allerweiſe unterſtützt und die Verſprechen pünktlich erfüllt. Beſonders erhalten der Ackerbau und die Gewerbe möglichſte Aufmunterung. Ein großes Uebel iſt, daß ſo viele Abenteurer, Spekulanten und Mäkler ſich hineingemiſcht und abwechſelnd die Coloniſten, wie den Kaiſer ſelbſt, ſchändlich betrogen haben. Große Vorſicht iſt vor allen darum denen nothwendig, welche die Luſt der Auswanderung nach dem „Vaterlande der Gold- und Diamantengruben" anwandelt. Dieſe koſten ſo theures Geld hier, als in Europa. Der größte Theil des Bodens in den bequemern und fruchtbaren Gegenden des Landes iſt bereits beurbart und mit Beſitzern verſehen, der in dem Innern, welcher des Anbaues noch bedarf, erfordert nicht geringe Kraft, Selbſtverleugnung und Fähigkeit.

Von dem gelehrten Stande räth der erfahrne Weech nur den Aerzten zur Auswanderung. Obgleich zum Schein ſtrenge Prüfungen angeſtellt werden, ſo finden ſich doch bald Mittel die Spröde und Ignoranz der Examinatoren vor europäiſchem Talente verſtummen zu machen *).

An Wundärzten iſt großer Mangel; dieſe werden geſucht und gewürdigt. Den Künſtlern haben noch keine ſo günſtige Ausſichten ſich geöffnet. Der Kaufmann bedarf der Kapitale, Empfehlungen und Verbindungen. Der Commiſſionshandel ſelbſt nährt nur dürftig. Die militairiſche Laufbahn gewährt die uner-

*) Man vgl. darüber die humoriſtiſche Beſchreibung Weechs S. 61 u. ſ. w.

freulichſten Reſultate, wie vielfache Erfahrungen und noch in den neueſten Tagen die Affaire mit den deutſchen und irländiſchen Truppen ſattſam erwieſen haben. Schäfer, Gatſchet und Conſorten haben durch trügeriſche Verſprechungen, die der Kaiſer weder erfüllen wollte noch konnte, Hunderte von Menſchen unglücklich gemacht. Geſchickte Handwerker ſind die beliebteſte Erſcheinung und des erfreulichſten Looſes unter allen Ausgewanderten ſicher.

Die Regierung ſchreitet in manchem Zweige, der die Induſtrie und den innern Wohlſtand mehret, raſch vorwärts. Die Monopole, die Privilegien, die Gilden und Zünfte ſind abgeſchafft; die Verbindungen mit dem Auslande erleichtert. Die Erklärung Rio-Janeiro's zum Freihafen iſt eine nicht geringe Wohlthat für den braſiliſchen Handel; der Sklavenhandel jedoch, deſſen Aufhören durch Verträge ſtipulirt iſt, wird im Falle dies in Vollzug tritt, eine bedeutende Lücke, im Falle des Weiterbeſtehens aber fortwährend eine **partie honteuse** des Landes bilden. Das Unglück bei der Sache iſt, daß nicht ſo feſt die Grundſätze der Humanität, als die merkantiliſchen Intereſſen Englands in's Auge gefaßt worden ſind, indem dieſer Staat dadurch den Flor des braſiliſchen Handels zu paralyſiren hofft. Bereits haben patriotiſche Abgeordnete mit großer Bitterkeit öffentlich darüber ſich ausgeſprochen.

Nur mit Vergnügen verfolgt man die Anſtrengungen Dom Pedro's und ſeiner Regierung für den öffentlichen Unterricht, welcher vor der Revolution in gleich ſchimpflichen, als harten Feſſeln gelegen war. Unter dem Schutz

der freien Preſſe entwickelt ſich immer mehr und mehr der öffentliche Geiſt und durchbricht die Maſſe alter Vorurtheile und der Indolenz, Trägheit, Anmaßung und Bigoterie der Braſilo-Portugieſen, ſo wie er auch den Menſchen anderer Farbe eine Ahnung ihres beſſern Weſens giebt. Linhares hat ſich bleibende Verdienſte um die Cultur erworben und iſt der Pombal des neuen Reiches, wiewohl unter mildern Formen, als jener frühere. Wir verweiſen auf das, was wir über die höhern wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Anſtalten ſchon früher mitgetheilt. Hier führen wir bloß noch an die Bibliotheken, Muſeen, Prieſterſeminarien, Militair- und Elementarſchulen. Journale von verſchiedenen Farben, die meiſten von entſchieden liberaler, beurkunden die Aufrichtigkeit der Regierung und die Fortſchritte des conſtitutionellen Geiſtes. Sobald nur das altportugieſiſche Weſen glücklich aus dem Charakter der Braſilier ausgemerzt iſt, wird alles eine beſſere Wendung nehmen, und das Comödienſpielen mit Grundſätzen und Inſtitutionen, welches nun denn doch, ſeit die Hoffnung der Rückkehr abgeſchnitten, bei beiden Theilen in größern Ernſt ſich verwandelt hat, wird einem kräftig-ernſten Geiſte Platz machen.

Wir haben nunmehr auch vom Kirchenſtaat Einiges zu melden. Dieſer, für alle Länder, die unter ſpaniſch-portugieſiſchem Scepter ſtehen, ein Gegenſtand unermeßlichen Wehes, und ſelbſt in einigen der emancipirten Colonien fortwährend das reiche Seminarium der Zwietracht und des Parteikampfes, hat in Braſilien wenigſtens theilweiſe eine Metamorphoſe erlebt. Daß die römiſch-katholiſch-

apoſtoliſche (die Deutſchen kennen nur eine chriſt-katholiſche, die Franzoſen eine katholiſch-anglikaniſche) Religion, diejenige des Staates und von jeder andern nur die ſtille häusliche Ausübung, ohne Auszeichnung geſtattet ſey, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Zum Grundſatz allgemeiner Religionsfreiheit hat mit Ausnahme von Buenos-Ayres, noch keiner der ſüdamerikaniſchen Staaten es gebracht. Es muß für dieſe Idee, ohne welche alle politiſche Freiheit zuletzt doch der eigentlichen geiſtigen Weihe und Wurzel entbehrt, ein neues Geſchlecht erſt ſtufenweiſe herangezogen werden. Auch dafür ſorgt Dom Pedro. Es ging vor zwei Jahren die Rede von Erbauung einer gemeinſamen Kirche für die zu Rio-Janeiro angeſeſſenen Deutſchen und Franzoſen, durch freiwillige Beiträge.

Daß unter den Braſilianern der gebildeten Claſſe übrigens dennoch ein Theil zum Bewußtſeyn deſſen gelangt iſt, was zum Weſen des Katholicismus und nur zu den päpſtlichen Auswüchſen gehört, beweiſt die merkwürdige Verhandlung über Abſchaffung des Cölibates, jener wichtigen Frage, die in Frankreich bereits ſchon die Gerichtshöfe und in Deutſchland Regierungen und Kammern beſchäftigt hat. Auch dieſem Lande wird alſo einſt die Sonne der Erkenntniß leuchten, und von Fanatismus und Prieſterwahn gereinigt, erſt dann zu einem wahren Paradies der Erde es umbilden.

Für die Bedürfniſſe der katholiſchen Bevölkerung iſt bereits auch durch Uebereinkünfte mit dem heil. Stuhle Sorge getroffen. Das ganze Land

ward in 16 Biſthümer eingetheilt, deren Primas der Erzbiſchof von Bahia iſt.

Die Militairmacht betreffend, wurde durch ein kaiſerliches Dekret vom 1. December 1824 folgende Organiſation angenommen:

Die Landmacht beſteht aus Linientruppen und aus Milizen; die Zahl der Linientruppen iſt auf 30,000 Mann, die der Milizen auf auf 200,000 Mann feſtgeſetzt. Von dieſen letztern ſind jedoch kaum 50,000 mit Waffen verſehen.

Die reguläre Macht zählt:

Zwei Schwadronen reitender Ehrengarde,
Drei Regimenter Reiterei,
Sechs Bataillons Grenadiere,
Fünf Compagnien Scharfſchützen,
Zwanzig Bataillons Cacadones-Jäger,
Sechs Compagnien Polizeigarde.

Hiezu kommen noch die berüchtigten deutſchen und irländiſchen Regimenter.

Der Kaiſer hält das Militair ſehr gut, übt aber auch ſtrenge Zucht. Der Stockprügel, jenes Bildungsvehikel, das in Europa noch immer ſo viel zu ſchaffen macht, paradirt leider auch in Braſilien als unentbehrlich, jedoch mehr bei den Fremden, welchen man hierdurch eine beſondere Auszeichnung angedeihen läßt und gleichſam etwas aus der lieben Heimath bringt. Man rühmt des Kaiſers Treue bei gegebenen Verſprechen. Doch ſollte er billig dafür Sorge tragen, daß ſeine Werber in Europa nicht mehr verſprechen, als er in Amerika halten mag und kann.

Unter welch' ſchlechten Auſpizien die Bildung der Marine begonnen, wird dem Leſer noch

aus der Geſchichte erinnerlich ſeyn. Auch hier waltete Dom Pedro's ſchaffendes Genie vom erfindriſchen Geiſte Cochrane's brüderlich unterſtützt. Die Seemacht zählt nun doch wenigſtens 6 Linienſchiffe, 20 Fregatten und über 60 kleinere Kriegsfahrzeuge. Die Kriegs- und Kauffahrteiſchiffe werden meiſt auf den Werften von Rio-Janeiro und Bahia gebaut.

In den Finanzen des Staates herrſcht große Ordnung und Sparſamkeit. Die Einkünfte ſtiegen bald noch einmal ſo hoch, als unter der letzten Verwaltung des Königs. Im Jahre 1808 hatte das Land nur 14 Millionen Franken oder 2000 Millionen Reis Einkünfte; 1817,3139 Millionen Reis. Der Hof verbrauchte hiervon allein 887 Million., alſo über ein Viertheil alles Einkommens. Im Jahre 1823 betrug das Staatseinkommen 66,743,586 Franken; 1824: 94,721,000 Fr. (5 Millionen Pfund Sterling). Einen Hauptbeitrag zu dieſen Einkünften liefern die Bergwerke und Goldwäſchereien, welche den fünften Theil des Ertrags an die Krone abgeben. (Der Geſammtbetrag des jährlich gewonnenen Goldes iſt 1 Million Pfund Sterling). Die Bergwerksgeſellſchaft von Rio-Janeiro hat neuerlich ſehr bedeutende Summen abgeliefert. Eine andere Haupteinkommensquelle ſind die Aus- und Einfuhrzölle, welche ebenfalls $\frac{1}{5}$ alles Einkommens, circa 1 Million Pfund Sterling abwerfen.

Die Ausgaben ſind nicht bekannt; aber bei Hofe herrſcht die größte Sparſamkeit; in allen Zweigen wurden Mißbräuche abgeſchafft und die Ordnung in den Finanzen auf dieſe Weiſe bald hergeſtellt. Der Kaiſer hat perſönlich faſt gar

keine Bedürfniſſe und lebt einfach wie ein Privatmann oder Bürger. — Welch' großmüthige Opfer ſeine Geliebte, die Marquiſin von * * * vor einiger Zeit zu den Bedürfniſſen des Staates beigeſteuert, darf nicht unerwähnt bleiben. Leider hat der Krieg mit Buenos = Ayres unendliche Summen verſchlungen und noch größere vielleicht wird der Rachekrieg mit Dom Miguel und deſſen Helfern aufzehren. Die Staatsſchuld, welche bisher 30 Millionen Cruſſaden betrug, iſt durch die Conſtitution gewährleiſtet*).

Wir enthalten uns hier am Schluſſe aller fernern Betrachtungen über Braſilien, deſſen Lage und auswärtige Verhältniſſe, über den Kaiſer und deſſen perſönlichen Charakter. Nachdem die Keime der neueſten Begebenheiten ſich entwickelt haben werden, dürfte das Bild klarer, vollſtändiger und feſtgezeichneter ausfallen. So viel aber iſt gewiß: die Braſilier haben in den Ereigniſſen der Jahre 1828 und 1829 eine fürchterliche Warnung erhalten, gegen die Umtriebe der Fanatiker, wie der Anarchiſten gleich ſehr auf ihrer Hut zu ſeyn; ſie haben erkannt welch' Schickſal vielleicht auch ihnen, ohne Dom Pedro's Beſitz, mit der Zeit bereitet worden wäre, und ſie haben alle Urſache mit ihrem eigenen Verfahren, wie mit dem Syſtem ihres humanen und großgeſinnten Monarchen zufrieden zu ſeyn. Die Vorſehung läßt von Zeit zu Zeit Caligulas und Dom Miguels wohl nur zu dem Ende erſtehen, um die Völker zu züchtigen, welche die guten Herrſcher mißhandelt haben, und um den Gewaltigen zu

*) Lips a. a. O.

zeigen, wie abſcheulich in der Anwendung und wie gefährlich dem Anſehen des Königthums jene Grundſätze ſich ausnehmen, welche von den unverbeſſerlichen Anhängern des nimmer in ſeiner frühern Allgemeinheit wiederkehrenden Alten, mit ſo blutiger Heuchelei für und für noch angeprieſen werden.

„Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue ſiegt, das Alte iſt verſchwunden.“

Quellen und Materialien

zur

Geſchichte und Statiſtik von Braſilien.

Ueber die ältere Zeit vergleiche das Quellenverzeichniß zur Geſchichte von Portugal. Zu dieſem kommen beſonders noch die Werke von Raynal, Clef, Wagenaar u. ſ. w.

Ueber die neuere Zeit:

Buchholz, Geſchichte der europäiſchen Staaten.

Venturini, Geſchichte der ſpaniſch-portugieſiſchen Thronumkehr.

— — Chronik des 19. Jahrhunderts.

Münch, Geſchichte des Repräſ. Syſtems in Portugal.

Pölitz, die Staatenſyſteme Europa's und Amerika's.

v. Schäfer, Braſilien als unabhängiges Reich.

Hahn, Braſilien wie es iſt.

Caldcleug, Reiſen in Südamerika 1819 — 1821.

Lips, Statiſtik von Amerika.

v. Weech, Braſiliens gegenwärtiger Zuſtand und Colonialſyſtem.

Rivinus, Atlantis.

Röding, Columbus.

Allgemeine politiſche Annalen (Cotta). Neueſte Staatsakten.

Pfeilſchifter, Staatsmann.

Endlich die wichtigern engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen Zeitungen.

Ueber das Innere des Landes vergleiche die wichtigen beſchreibenden Werke von A. v. Humboldt, Spix und Martius, Prinz Max v. Neuwied, Langsdorf ꝛc. Ueber die Literatur des Landes das vor einiger Zeit erſchienene Résumé de la literature brasilienne et portugaise, welches zu ſpät uns zu Geſicht gekommen, als daß wir es noch hätten benutzen können.

DUE DEC 20 '33

schichte von Brasilien /
dener Library 006098118
3 2044 080 482 409